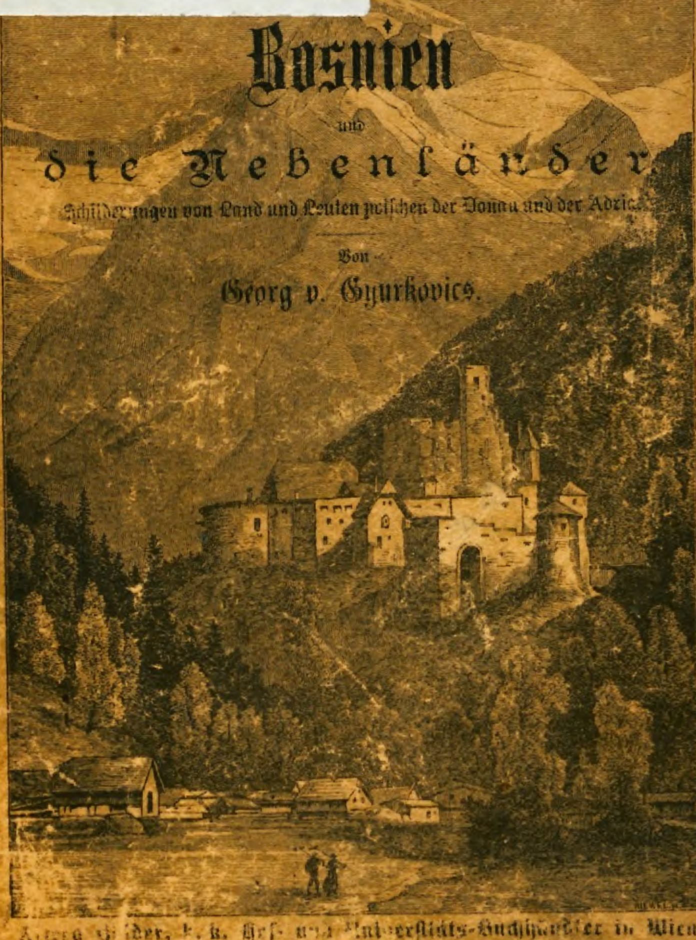
…d- und Volks-Bibliothek.

…ben von
Dr. Friedrich Umlauft.



Bosnien

und

die Nebenländer.

Schilderungen von Land und Leuten zwischen der Donau und der Adria.

Von

Georg v. Gyurkovics.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien.

Hölder's
Geographische Jugend- und Volksbibliothek

herausgegeben von

Friedrich von Hellwald und Dr. Friedrich Umlauft.

Von diesem gediegenen Unternehmen, welches die zweite Serie der von der Verlagshandlung herausgegebenen **„Bibliothek für die Jugend"** bildet, und für welches bereits eine Reihe der berufensten Mitarbeiter und Träger berühmter Namen gewonnen worden ist, sind bisher die nachstehenden 8 Bändchen erschienen:

1. **Die vulkanischen Berge.** Von Dr. Franz Toula. Mit 1 Titelbild und 1 Karte. Preis 64 kr.
2. **Arabische Landschaften.** Von Baron Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 3 Illustrationen. Preis 60 kr.
3. **Die Alpen.** Von Dr. Ferdinand Grassauer. Mit 2 Illustrationen. Preis 64 kr.
4. **Das Meer.** Von Dr. J. M. Jüttner. Mit 5 Illustrationen. Preis 64 kr.
5. **Verkehrswege zu Wasser und zu Lande.** Von Dr. Carl Zehden. Mit 4 Illustrationen. Preis 72 kr.
6. **Die Donau.** Von Dr. Ferdinand Grassauer. Mit 1 Abbildung und 2 Plänen. Preis 72 kr.
7. **Bosnien und die Nebenländer.** Von Georg v. Gyurkovics. Mit 4 Illustrationen. Preis 80 kr.
8. **Die afrikanischen Neger.** Von Dr. Philipp Paulitschke. Mit einer Abbildung und einer großen Karte in Farbendruck. Preis 80 kr.

Ist diese Sammlung auch zunächst für die Jugend berechnet und deshalb eine faßliche, Phantasie und Gemüth anregende Darstellungsweise gewählt, so wird durch dieselbe doch auch zugleich dem gebildeten Publikum eine fesselnde Lectüre zur Belehrung über allgemeine geographische Gebiete und Orientirung über einzelne Länderräume geboten. Insbesondere aber werden die Lehrer- und Schüler-Bibliotheken der Volks-, Bürger- und Mittelschulen an diesen Bändchen eine werthvolle Bereicherung gewinnen.

Jedes Heft **wird einzeln abgegeben, und bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes.**

Wien, September 1879.

Die Verlagshandlung

Alfred Hölder,

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.



Ansicht von Mostar.
(S. 13.)

Bosnien

und

die Nebenländer.

Schilderungen

von

Land und Leuten zwischen der Donau und der Adria.

Von

Georg v. Gyurkovics.

Mit vier Illustrationen.

Wien, 1879.
Alfred Hölder,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Rotenturmstraße 15.

Inhalt.

1. In der Herzegowina.

Wer von Dalmatien nach Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina, will, thut am besten, einen der kleinen Dampfer zu benützen, welche die Küstenfahrt nach der Narentamündung besorgen, denn diese ist im Süden das große offene Thor der Herzegowina. Am Naro, so nannten die Alten die Narenta, hatten die Römer eine große Handelsstadt Narona gegründet und die Ufergelände des Naro bildeten die Getreidekammer des alten Illyriens. Heute dehnt sich zwischen Fort Opus und Potschitelj, in Form eines langgestreckten Kreuzes, eine öde, fieberische Sumpffläche aus, die über fünf Quadratmeilen beträgt. Nach dem Austritte aus dem Defilé von Potschitelj, schleicht die Narenta in stets sich verändernden Windungen dem Meere zu und Sandbänke verwehren jedem größeren Fahrzeuge den Eintritt in die Mündung. Die Narenta soll in den nächsten Jahren reguliert werden und dann dürften, ebenso wie vor Jahrhunderten, zwischen Metkowics und dem Fort Opus unabsehbare Reis- und Kornfelder entstehen, zahlreiche Boote von der Adria bis gegen Mostar hinauf verkehren — zum Gedeihen Dalmatiens und der Herzegowina.

Auch ist viel von einer Eisenbahn die Rede, welche quer durch Bosnien führen, nämlich bei Brod an der Save beginnen, Sarajewo, Mostar berühren und an der neuen Narentamündung enden soll. Wo vor Jahrhunderten die Narentiner Seeräuber ihr Unwesen trieben und wo jetzt nur Elend und Fieber herrschen, werden vielleicht schon zu Ende unseres Jahrhunderts Zufriedenheit und Wolhabenheit ihren Segen verbreiten . . .

Auf dieser Strecke möge Pop Sawa, der Typus eines griechisch-orientalischen Geistlichen aus der Herzegowina, unser Begleiter sein, denn auch sein Weg führt ihn gegen Mostar. Er will auf einige Wochen außer Land und da reitet er nach dem Kloster von Schitomislics, um sich bei den dortigen Mönchen einen Pfarrverweser zu holen. Pop (Pfarrer) Sawa ist ein sehr einfacher, aber auch ein sehr freundlicher Mann. Er liebt nicht die Gelehrsamkeit; ja man behauptet sogar, dass ihm, wenn auch nicht das Lesen, so doch das Schreiben einige Schwierigkeiten bereite. Dafür ist er voll Mutterwitz und gesundem Menschenverstand. Wie ein echter Naturmensch, der von Büchern und Schule gar wenig weiß, aber sich dafür die Instincte der menschlichen Natur um so ungebrochener bewahrt hat, weiß er für jedes Ding, für jedes Ereignis das richtige Wort zu brauchen. Fehlt's in seinem Sprachschatze an den nötigen Gedanken, so hat er rasch ein nationales Sprichwort oder sonst ein in seiner Heimat übliches geflügeltes Wort bei der Hand. Seinen graugemischten Bart, wie seine tief über die Schultern herabreichenden Haare weiß er mit besonderer Würde zu tragen, wenn ihm ein Christenmensch, besonders seines Glaubens,

begegnet. Dann kommen alle salbungsvollen Sprüche und Tröstungen an die Reihe und mit hoch erhobener, segnender Hand entläſst dann Pop Sawa sein Pfarrkind. Er ist ein lammsfrommer Mann, so lange man ihm nicht von dem vorgesetzten Bischof spricht, der ein Phanariote, nämlich ein Grieche, ist und seine einträgliche Stelle mehr dazu benützen soll, seinen Sack zu füllen, als das Heil seiner Herde zu befördern. Auch würde Pop Sawa ein wilder Mann werden, wenn sich jemand unterfinge seine Nationalität oder gar seinen Glauben zu beleidigen. Er ist ein Mann, der weder Geld, noch Bildung, noch andere Glücksgüter, aber dafür um so mehr Kinder und Sorgen hat; es ist also kein Wunder, wenn er, gleich jedem Herzegowiner, seinen Idealismus im Glauben und dem nationalen Bewuſstsein sucht. Darum haſst er nichts so sehr als den Mohammedaner und ganz besonders den Osmanen, weil dieser über vierhundert Jahre seine Heimat und sein Volk bedrückt, gepeinigt und ausgesogen hat. Jetzt schöpft Pop Sawa wieder einige Zuversicht, denn er weiß, daſs der „Osmanlija“ nicht mehr in die Herzegowina zurückkehren wird. Wolgemut und freundlich wie er ist, möge er uns auf der Reise das berichten, was er selbst von seiner Heimat weiß . . .

Der kürzeste Weg vom adriatischen Meere nach Mostar führt am rechten Ufer der Narenta und in etwa zehn Reitstunden nach der Hauptstadt der Herzegowina. Man verläſst bei dem dalmatinischen Städtchen Metkowics die Grenze, läſst das armselige Dörfchen Wido, wo einst die reiche römische Handelsstadt Narona stand, links beiseite und betritt bei Gabela das Gebiet der Herzegowina.

Stara= oder Alt=Gabela ist eine alte venetianische Gründung mit einem halben Hundert Häusern, in denen zumeist Christen wohnen. Der Ort ist von einer verfallenen Mauer mit eben solchen Türmen umgeben.

Wie bei Metkowics so herrscht auch bei Gabela das Sumpffieber. Die feuchtschwüle Luft und die lästigen Insecten nach Sonnenuntergang sind eine wahre Pein für jeden Reisenden; nur die glotzigen Büffel fühlen sich in den seichten Lachen der Narenta=Niederung wol. Wenn man den von links kommenden Trebischat=Bach überschritten hat, wird der Weg am rechten Narenta=Ufer zum Saumweg, während die nach Mostar führende Fahrstraße am jenseitigen Ufer etwas abseits des Flusses angelegt ist. Die Wagen und größeren Transporte, welche nach der Residenz der Herzegowina wollen, benützen die Fahrstraße; dagegen wird der Saumweg, hart am rechten Ufer der Narenta, am liebsten von einzelnen Reisenden benützt, weil er die kürzeste Linie von der Adria nach Mostar bildet und durch den fortwährenden Wechsel der Landschaft den Reiter bei guter Laune und steter Aufmerksamkeit erhält.

Hinter den zerstreuten Gehöften von Tschaplina betreten wir einen romantischen Engpaſs, welcher durch die steilen Abfälle des Zuljeniza= und Dubrawe=Gebirges gebildet wird und dritthalb Stunden lang ist. Stellenweise erscheint der Weg nur mit Mühe den Felshängen abgerungen. Wenn die Narenta zur Regenzeit anschwillt, überströmt sie den schmalen Pfad und dann müssen die Reisenden von Mostar ihre Route entweder über Ljubuschki, Klek oder Trebinje nach den dalmatinischen Häfen nehmen. Die Narentaschlucht nördlich Potschitelj

ist öde und verlassen. Nur ab und zu gewahrten wir eine unbewohnte Hütte, in der Hirten oder Holzschläger Zuflucht suchen. Bald ritten wir an schattigen Wäldern, bald an knorrigem Eichengestrüpp vorüber; oft lag ein Baumstamm querüber auf dem Wege oder das Pferd schritt vorsichtig über eine zu Tage getretene armdicke Wurzel hinweg. Zu unserer Rechten eilte noch immer die Narenta vorüber, bald tosend und brausend, bald spiegelglatt das Waldesgrün oder das sonnige Blau des Himmels wiedergebend. „Pomoz Bog“ (Helf' Gott), rief uns der Reisende zu, wenn er ein Rajah war, „Selam alejkum“, wenn er zu den stolzen Trägern des Turbans gehörte. Wir eilten an einander vorbei, als ob es nicht recht geheuer wäre, den Weg an der Narenta zu wandeln; die sich begegnet hatten, sahen sich noch einmal nach einander um — wer weiß, ob der andere nicht eine Pistole zieht und einen Raubmord versucht.

Am südlichen Eingange der Narentaschlucht hält die alte Burg von Potschitelj bei dem gleichnamigen Orte die Wache; am nördlichen Ausgange predigt das große Kloster Schitomislitsch mit seinen Kaludjern (Mönchen) der griechisch-orthodoxen Bevölkerung den Frieden und die Entsagung. Hier wollen wir ein wenig Rast machen und uns bei den freundlichen Mönchen nach dem herzegowinischen Klosterleben erkundigen. . . .

Wenn in früheren Zeiten ein Dorf oder einige Klostermönche in der Herzegowina eine Kirche ohne Erlaubnis des Veziers von Mostar erbauten, so hatte dieser das Recht, sich zwölf Dorfbewohner oder eben so viele Mönche auszuwählen und diese glattweg um einen Kopf

kürzer machen zu lassen. In den meisten Fällen suchten daher die frommen Christen auf dem Wege der Unterhandlung mit dem Vezier die Erlaubnis zum Kirchenbau zu erhalten. Zuerst musste man im Konak (Regierungsgebäude) darüber einig werden, wie hoch, lang und breit die Kirche sein sollte, und wie viel die betheiligte Bevölkerung oder die Mönche dem Vezier in Mostar zahlen sollten. Es wurde eine Schrift mit der genauen Angabe der Dimensionen der Kirche aufgesetzt, und wenn diese der Verabredung gemäß vollendet war, nämlich der Vezier für jede Elle der Kirchenlänge fünfzehn Dukaten erhalten hatte, wurde den Dorfbewohnern oder Mönchen ein Ferman ausgestellt, der ihnen die Benützung des Gotteshauses gestattete.

Mit der Höhe und Breite der Kirche wurde der Pascha allerdings nicht selten hintergangen. Da beides von der Erdoberfläche an gemessen wurde, so legten die Christen die Sohle des Kirchenschiffes, einige Ellen tief, unter den natürlichen Erdboden, so dass man von der Kirchenpforte einige Stufen in das Innere herabsteigen musste, wie dies z. B. bei der Klosterkirche von Dusche und der griechischen Pfarrkirche in Mostar der Fall ist. Aber mit der Länge der Kirche war der Abgesandte des Paschas, welcher den vollendeten Bau zu besichtigen hatte, nicht leicht zu hintergehen. Im Gegentheile, wenn der Abgesandte von dem Bauherrn weniger zum Geschenke erhielt, als er erwartet hatte, dann behauptete er gerne, dass der Arschin (Elle) des Veziers viel kürzer sei, als jener der Christen, und daraus folgte ganz naturgemäß, dass die Kirche in jeder Ausdehnung

zu groß ausgefallen sei. Die Rajah oder die Mönche meinten dann, daſs sie für das falsche Maß der dalmatinischen Maurer nichts dafür könnten; im übrigen versprachen sie aber dem Abgesandten des Gouverneurs ein schönes Geschenk, sobald er ihnen den Ferman ausgefolgt haben würde. Und am Ende konnte selbst dem Propheten der Rechtgläubigen nicht viel daran liegen, ob die Kirche der Giaurs um eine Elle zu lang oder zu kurz war, wenn nur der Vezier und sein Abgesandter ihr Sümmchen eingestrichen hatten.

Die meisten Klöster und Kirchen in der Herzegowina sind von einer Ringmauer umgeben. Zur Verteidigung ist diese mit Schießscharten versehen, und ihre Zinnen bestehen aus trocken gemauerten, eine oder zwei Ellen hohen Aufsätzen, welche mit großem Gepolter herabstürzen würden, sobald Jemand nächtlicherweile über die Mauer in den Hof dringen wollte. Das sogenannte Hauptthor in der Klostermauer ist in den meisten Fällen nur ein schmales Thürchen — gerade breit genug, einem einzigen Manne den Durchlaſs zu gewähren. Ein Pferd käme nicht durch diese Thüre, und der Volksmund behauptet: daſs das Klosterthor darum so schmal sei, weil es den Mönchen weit billiger käme, einen hungrigen Türken mit Rahm und Honig, als dessen Pferd mit Heu und Hafer satt zu füttern. Die Fenster des Klosters sind sehr niedrig und schmal, kaum daſs der neugierige Mönch den Kopf durchstecken, aber sich dafür um desto sicherer hinter demselben gegen einen Überfall verteidigen kann.

Nicht minder ärmlich sieht es im Innern einer Klosterkirche aus. In der Mitte hängt statt des in griechischen

Kirchen üblichen Armleuchters ein mächtiger Reif mit einem $1 \frac{1}{2}$ Meter betragenden Durchmesser herab, an dessen Umfange auf Holztafeln gemalte Heilige, Marien und Engel befestigt sind. Dieser Reif heißt das „Rad der Muttergottes“ und ist der gefürchtetste Ort in der ganzen Kirche. Nur der Geistliche darf während der Messe unter ihm hinwegschreiten und an dieser Stelle werden nur die heiligsten und folgenschwersten Eide geschworen. Das Rad im Kloster von Kosjerowo ist weit und breit so sehr berühmt, dass Leute aus Montenegro wie aus den Bocche di Cattaro dahinkommen, um irgend einen unverbrüchlichen, wichtigen Eid zu leisten. Trotz des Hati Humajum (Befehl des Sultans) vom Jahre 1856, nach welchem Rechtsgleichheit und Gewissensfreiheit unter dem Halbmonde herrschen sollten, durfte keines der Klöster in der Herzegowina eine Glocke aufhängen oder gar läuten. An deren Stelle diente ein vor dem Kloster aufgehängtes Brett, auf das der Mesner mit einem Hammer einige Minuten lang klopfen musste, wenn er zum Gottesdienst rufen wollte.

Es ist nicht so lange her, dass es weder in Bosnien noch in der Herzegowina volkstümliche christliche Schulen gab; der Rajah konnte also seinen Sohn, wenn dieser lesen und schreiben lernen sollte, nur ins Kloster zu den Mönchen in die Lehre senden. Und weil der Christenjunge unter den Türken weder Officier noch Beamter werden durfte, so konnte: Pfarrer oder Mönch zu werden, das einzige Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche sein. Da die griechischen Orthodoxen erst seit kurzem einige Volksschulen haben, so lernte der ins Kloster eingetretene Djak (Schüler)

das Lesen nicht etwa aus einer Fibel oder irgend einem Volksbuche, sondern aus den Kirchenbüchern, welche von den Mönchen so lange vorgelesen wurden, bis sich der Schüler die Kenntnis des Alphabetes erworben hatte. Traf der Mönch auf einen besonders hartköpfigen oder nachlässigen Schüler, so kam es leicht vor, dass dieser die üblichen Kirchengebete auswendig wusste, bevor er sich noch die Kunst des Lesens und Schreibens angeeignet hatte. Daher kommt es auch, dass heute noch eine ziemlich ansehnliche Zahl von griechisch-orthodoxen Geistlichen in Bosnien und der Herzegowina ganz erträglich ihren Seelsorgedienst verrichten, ohne jedoch lesen und schreiben zu können.

Zudem bemüht sich der Mönch durchaus nicht, aus seinem Djak einen Schriftgelehrten zu machen; der Schüler ist der Diener für alles. Er muss des Morgens der erste vom Lager, dann holt er Wasser aus der Cisterne, bläst das Feuer aus der Glutasche an, um den Morgenkaffee für seinen Herrn zuzustellen, ist diesem beim Ankleiden und Waschen behilflich, schleppt dann Brennholz aus dem nächsten Walde herbei, macht gelegentlich den Ministranten, aber auch den Hirten, indem er die Lämmer oder Schweine des Klosters auf die Weide führt, zuweilen auch den Aufseher, wenn er den Arbeitern auf dem Felde das Essen zuträgt.

Die sociale Einrichtung der Klöster in der Herzegowina entspricht jener des Volkes; sie ist nämlich auf den Institutionen der Hauscommunion basiert. Der Klosterabt, Iguman genannt, hat die Rechte und Pflichten eines Domatschin, des Vorstehers einer Hauscommunion. Er

disponiert nicht nur über die Thätigkeit der Mönche, indem er diesem die häusliche Aufsicht des Klosters, jenem eine vacant gewordene Pfarre, einem dritten die Seelsorge im Kloster überträgt; er ist auch der unumschränkte ökonomische Verwalter der Klostergüter und als solcher niemandem eine Aufklärung schuldig, wenn er nur im übrigen seinen Verpflichtungen, dem Bischof wie der Regierung gegenüber, gewissenhaft nachkommt. Die Mönche begegnen dem Abte stets mit großer Ehrfurcht und jeder exponierte Kaludjer (Mönch) ist am Schlusse des sogenannten Erinnerungsgebetes verpflichtet, die Worte hinzuzufügen: „dass Gott in seinem weiten Reiche sich des Igumans N. erbarme."

Obwol die griechisch-orthodoxe Weltgeistlichkeit durch ihr Familienleben und ihre fortgesetzte Berührung mit dem Volke einen hervorragenden Einfluss auf dasselbe ausübt, so ist merkwürdigerweise der Einfluss der Klostergeistlichkeit, wie schon oben gesagt, ein viel weiter reichender. Bei jedem halbwegs wichtigen Anlasse, wenn der Herzegowze des Rates und des kirchlichen Beistandes bedarf, eilt er, den weitesten Weg nicht scheuend, weit lieber zum Kaludjer als zum Popen. Eine Taufe, eine Hochzeit, ein Leichenbegängniß, wie die Feier irgend eines häuslichen Festtages steht weit mehr im Ansehen, wenn ein Mönch, als wenn der Pfarrer den Versammelten den kirchlichen Segen ertheilt hat.

Die Klöster erhalten sich theils aus ihrem eigenen Einkommen, theils aus den freiwilligen oder pflichtgemäßen Abgaben der Bevölkerung. So entrichtet jede Hauscommunion an das nächste Kloster jährlich 10 Oka Ge-

treide oder 12 Groschen (Piaster) im Gelde. Eine Taufe kostet 6 Groschen — der Groschen zu 10 österreichischen Kreuzern — eine Trauung, ein Leichenbegängnis oder ein Requiem 24 Groschen, das landesübliche Segnen verschiedener Nahrungsmittel 10 Groschen. Weit ausgiebiger sind die freiwilligen Gaben der Bevölkerung, denn kein Herzegowze überschreitet die Schwelle der schmalen Klosterpforte, ohne einige Geschenke mitzubringen. Überdies machen die Mönche alljährlich ihre Rundgänge und dann fallen ganz besonders zum Feste der häuslichen Wasserweihe die Geschenke der Bevölkerung, in Geld wie in Lebensmitteln, sehr reichlich aus. So vermag die Klostergeistlichkeit in der Herzegowina, wenn auch einfach und dürftig, so doch mit einer gewissen landesüblichen Vornehmheit zu leben, während die Pfarrer, von denen manchem fast nur 50 Seelen unterstehen, zu den schwersten häuslichen Arbeiten verurtheilt sind — gleich dem letzten Rajah im Dorfe. So mancher Pope ist genötigt, mit eigener Hand zu säen, zu pflügen und sich das nötige Brennholz herbeizuschaffen, während sich der Kaludjer, obgleich er bettelnd von Dorf zu Dorf zieht, niemals zu solcher Arbeit herbeilassen wird. Pop Sawa hat freilich eine gute Pfarre und er darf ebenso vornehm thun, wie ein Kaludjer. Er verkehrt viel mit den Kaludjern und sie mögen ihn gut leiden, weil die Mönche von Schitomislics immer ein volles Ränzlein aus der Pfarre Pop Sawa's nach Hause tragen.

Hinter den blinkenden Gehöften des Klosters von Schitomislics öffnete sich wieder das Thal der Narenta, aber der Fluss selbst behält sein tiefes Rinnsal bei.

Bald folgt das grün umsäumte und durchwirkte Dörfchen Kruschewaz; bald darauf der weit und breit bekannte Han Soltschitsch, wo jeder Reisende, bevor er nach Mostar hineinreitet, Rast hält. Eine Schale Schwarzen, einen frischen Trunk und wenn es gerade zur Obstzeit ist, ein paar süße Trauben oder wolriechende Melonen — und nach einem Viertelstündchen geht es rüstig vorwärts gegen Mostar, das auch ein Fußgänger vom Han Soltschitsch aus leicht in drei Stunden erreichen kann.

Auf nahezu halbem Wege überschritten wir auf einem schmalen Pfade das Schlundflüsschen Jaseniza, das in einer Mulde des Berges Hum plötzlich zu Tage tritt. Zur linken wurden wieder Dörfer mit ihren niederen steinernen Häuschen sichtbar, zur rechten im Thalgrunde der Narenta ein langgestrecktes Wäldchen, in dem zwei Dörfer, Jaseniza und Batschewiza, verborgen liegen. Hier wird auch die Narenta ein seichtes Flüsschen und darum nehmen viele Reisende die Furt bei Batschewiza statt des Umweges längs dem Hum, um die Hauptstadt der Herzegowina sobald als möglich zu erreichen. Ist der Sommer recht trocken, dann schürzt der Herzegowiner seine Beinkleider auf, nimmt die Opanken auf die Schulter, steckt sich die Pfeife rückwärts hinter den Hals hinein und schreitet mutig durch die kleine Narenta. Im Spätherbst und Frühjahr dagegen muss man sich der vorsündflutlichen kleinen Boote bedienen, die man um einige Para benützen kann; die Narenta ist eben ein Wildbach wie alle Flüsse in waldarmen und steinreichen Ländern.

Bei dem Dorfe Radost betraten wir die Straße, welche aus Ljubuschki, einem der besten Tabakdistricte

der Herzegowina, kommt. Die Narenta drückt sich an den Berg Hum heran, auf dem jenseitigen Ufer gegen die Höhen des Podweleſch eine breite Thalebene laſſend, wo ſich auch der größere Theil von Moſtar befindet. Auf dem rechten Ufer ſtehen nur die ärmlicheren Hütten; jenſeits der Konak der ehemaligen Gouverneure der Herzegowina. Auf dem linken Ufer ſteht auch die alte Citadelle, ein militäriſch wertloſes Object, das ehemals nur den armen Rajah zu imponieren und nur einer kleinen Garniſon als Aufenthaltsort zu dienen hatte.

In den niederen Hütten von Moſtar, die eher Steinklumpen als Wohnhäuſern gleichen, wohnen etwa 16.000 Menſchen, von denen ſich zwei Drittel zum Islam bekennen und Allah in 38 Moſcheen verehren. Die Zahl der Katholiken dürfte 2000 betragen; ſie haben einen Biſchof, der in dem zerſtreuten Stadttheile auf dem rechten Narentaufer ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hat. Eine Schule und eine kleine Capelle im ehemaligen öſterreichiſchen Conſulate befriedigen die geiſtlichen Bedürfniſſe der Katholiken von Moſtar. Die Griechiſch-Orthodoxen, deren Zahl ſich in Moſtar auf 2500 belaufen dürfte, haben ebenfalls einen Biſchof, zwei Schulen und zwei Kirchen, von denen eine im Laufe der letzten zehn Jahre entſtanden iſt.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Moſtar gehört die ſteinerne Brücke, welche in einem einzigen Bogen über die Narenta geſpannt die beiden Stadttheile untereinander verbindet. Die Spannung des Bogens beträgt 27 Meter, ſeine Höhe 18 Meter. Die Brücke iſt gleich der ſogenannten Ziegenbrücke in Sarajewo und der Bezier-

brücke, wo der Weg von Scutari nach Prisren den Drin überschreitet, weit und breit im Lande berühmt und in der That ein seltenes Bauwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das einem Dalmatiner zugeschrieben wird. Obwol sich keine alten Wahrzeichen oder Inschriften an den Steinblöcken der Brücke, noch in der Nähe derselben befinden, so wird doch vielfach behauptet, daß die erste Anlage dieser Brücke aus der Zeit Kaiser Trajans datiere, wie auch überhaupt der Stadt selbst ein hohes Alter zugeschrieben wird.

Von slavischer Seite wird behauptet, der Name komme von „Most stari", das heißt „alte Brücke", woraus sich ergeben soll, dass Brücke und Stadt von hohem Alter sind. Die Verbindung „Most stari" ist aber grammatikalisch sehr gezwungen, denn der Serbe sagt für alte Brücke in der Regel: „Stari Most" und nicht „Most stari" und deshalb hat die Ableitung des Namens Mostar von dem alten, zweifellos festgestellten Musarum viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Andere Archäologen haben wieder behauptet, dass Mostar an Stelle der alten Colonien Andetrium oder Bistum stehe; dagegen wird nachzuweisen gesucht, dass diese Orte weit westlicher gelegen seien. Wie dem auch sei, so spricht doch die Lage der Stadt an der Narenta und auf der kürzesten Linie von Sarajewo an das adriatische Meer dafür, dass an der Stelle Mostars stets eine größere Ansiedlung selbst zur Zeit der Römer bestanden haben muss. Die steinerne Brücke bei dem Dorfe Buna über den gleichnamigen linksseitigen Zufluss der Narenta spricht ganz deutlich

dafür, dass auch zur Cäsarenzeit der große Handelszug den Weg längs der Narenta genommen hat.

Die Umgebung von Mostar überrascht weniger durch ihre Schönheit als durch ihre Eigentümlichkeit. Trotz der Gärten, Weinberge und kleinen Waldpartien, welche die Stadt umkränzen, sticht doch der karstartige Charakter des Terrains befremdend hervor; man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, als ob man dem Erdboden seine Haut, die fruchtbringende Decke, abgezogen hätte. Wer weiß, wie viel Jahrzehnte vergehen werden, bis die Sünden der Römer und Venetianer, dieser unersättlichen Holzräuber an der Adria, wieder gut gemacht sind.

Außer der eben erwähnten Buna-Brücke weist das Narentathal bei Blagaj die alte Ruine Stjepan-Grad als eine historische Sehenswürdigkeit auf. Stjepan war einer der wenigen selbständigen Beherrscher der Herzegowina um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Er residierte in Mostar, versah den Ort mit einer Ringmauer und erhob ihn zur Hauptstadt des Landes.

Weniger kriegerisch, aber um so freundlicher sind die Erinnerungen, welche sich an den Han Sali-Kaweh für jeden Reisenden knüpfen, der sich in Mostar einige Tage aufgehalten hat. Wie alles in der Herzegowina, so ist auch diese Kaffeehütte, eine halbe Stunde nördlich der Stadt auf der Straße nach Sarajewo, ein ärmliches Product menschlicher Bauthätigkeit, aber man lernt sich in der Herzegowina bescheiden und findet, dass ein Bad in der Narenta und der „Schwarze“ von Sali-Kaweh unter Verhältnissen größere Genüsse sein können, als eine Stunde im Römerbade oder im Café Imperial in Wien.

An freundlichen Sommertagen oder wenn es zum Wochenmarkte geht, giebt es beim Sali-Kaweh ziemlich viel Volk. Herzegowiner, die sonst im Jahre kaum irgendwo zusammenkommen, treffen sich an dieser Stelle, tauschen Grüße und Neuigkeiten bei einer Schale „Schwarzen“ aus und vor dem Han trifft sich wol auch ein alter blinder Mann, der auf der Gusla die alten Volkslieder begleitet, die sich von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn vererben. Auf einem primitiven Saiteninstrument, das der Mandoline ähnlich sieht, recitiert der blinde Guslaspieler die Heldenlieder in monotonen, langgezogenen Klagetönen; alt und jung steht um ihn herum. Kommt der Alte zu einer bekannten Stelle, dann singen die Umstehenden im Chor mit oder verstärken wenigstens den Refrain der einzelnen Strophen mit kräftigem Gesange.

Die Heldenlieder sind nicht nur eine Aufzählung der Thaten heimischer Helden, sie sind auch den Gewaltthaten gewidmet, welche die Türken an der christlichen Rajah verübt hatten. Zu denjenigen Gedichten, die auch außerhalb der Herzegowina in kunstgerechteren Formen bekannt geworden sind, gehört „Der Tod des Ismail Tschengics Aga“, den Mazuranics, der jetzige Banus von Kroatien, aus dem Volksmunde in glattere Formen übertragen hat. Wie die meisten südslavischen Heldenlieder, so hat auch dieses einen historischen Hintergrund.

Ismail Aga Tschengics war zu Anfang unseres Jahrhunderts, etwa in den Dreißiger-Jahren, längere Zeit hindurch Gouverneur in der Herzegowina, und was er verbrochen, was er in Bezug der Bedrückung seiner christlichen Leibeigenen an Ungeheuerlichem geleistet, das

scheint selbst das Maß der im Lande üblichen Grausamkeiten überschritten zu haben. Zunächst hatte Tschengics Aga in der Schlacht von Grahowo (1836) mit eigener Hand einige Hundert der besten Montenegriner niedergemacht. Die Besiegten sannen auf Wiedervergeltung, und diese ergab sich, als sich Tschengics eben anschickte, in althergebrachter Weise die Kopfsteuer, den Haradsch, bei den Christen einzutreiben.

Gazkofeld, du bist so reizend,
Wenn dich Hungersnot nicht peinigt;
Arger Hunger, hartes Sklavenschicksal!

Aber der wilde Tyrann hat keinen Sinn für das Elend der Rajah, und wutentbrannt ruft er seine Schergen zusammen, damit sie an ihre Arbeit gehen:

Mujo, Hassan, Omer und du Jusuf!
Auf, ihr Hunde, jagt die Rosse
Durch das weite Feld im Fluge,
Dass wir sehen, wie die Christen laufen.

Und das große Passionsspiel beginnt unter Martern und Leiden, wie sie noch in allerjüngster Zeit die Bulgaren erlebt, und von denen die Zeitungen in so Schauder erregender Weise berichtet haben. Die Rajah soll den Haradsch zahlen, aber sie besitzt keinen Pfennig, geschweige die Dukaten, welche der Blutsauger von ihr verlangt. Weder die barbarischen Mittel, um die Steuer möglicherweise dennoch zu erpressen, noch die vor den Augen der Rajah an ihren Frauen und Töchtern verübten Schandthaten vermögen etwas zu richten, wo die bitterste Not ohnedies aus den Augen der jammernden Christen spricht.

Hunger plagt uns, Herr, und Elend!
Hab' Geduld nur fünf, sechs Tage,
Bis wir uns den Haradsch selbst erbetteln!

Tschengics aber ruft wütend:

Haradsch, Haradsch will ich haben!

Darauf die Rajah:

Brot, ach, schenk' uns Brot, Gebieter!
Einmal lass an Brod uns laben.

Umsonst; der Aga hat andere Sorgen, als den Hunger eines elenden Christenpöbels zu stillen. Er ordnet die ersten Hinrichtungen an, und den unsäglichsten Grausamkeiten erliegen selbst die Stärksten, freilich nicht um zu sterben, denn der Tyrann ist teuflisch genug, um einzusehen, dass die Todten ihm noch weniger nützen, als die Erbärmlichsten unter den Lebenden .... „Dumme Sklaven," herrscht der Aga, „sucht die Rajah aufzuwecken, dass wir möglichst noch den Haradsch retten, denn mit der Rajah geht auch d'rauf der Haradsch." Aber die Nemesis erreicht auch den bluttriefenden Christentödter. Tschengics hat gelegentlich der Niedermetzlung der gefangenen Montenegriner den alten „Durak", der sich vermaß für die Opfer Nachsicht zu erbitten, ohne weitere Umstände aufhängen lassen. Dieser Gewaltact treibt dessen Sohn Nowiza zur Rache und er findet willfährige Genossen in den montenegrinischen Bergen. Aber Nowiza ist Mohamedaner, und während die Tscheta, das ist der Kriegshaufe, auszieht, gesellt sich jener zu den Hochländern, um inmitten der Gebirgswildnis die heilige Taufe zu empfangen. Alsdann eilt er in die Herzegowina, wo bei nächtlichem Fackelscheine und bei Guslaklängen, den

Hammel am Spieße, Tschengics Abendruhe hält. Die gefesselten Rajah sind freilich wenig bevorzugte Kostgänger an dieser Schlemmertafel, denn man hat ihnen nur die Knochen vorgeworfen, und sie, damit ihnen der köstliche Bratenduft in die Nase steige, kopfabwärts an dem großen Lindenbaume aufgehängt und unter ihnen Strohfeuer angefacht, um sie lebendig zu rösten. Diese moslimische Belustigung aber findet ein jähes Ende. Die Tscheta überfällt bei nächtlichem Dunkel das Lager unter Nowiza's Führung, der nicht nur seinen Vater allein zu rächen hat, denn er sagt:

Dreifach nagt am Herzen mir der Kummer:
Tschengics mordete die Moratschaner,
Tschengics mordete mir meinen Vater —
Drittens nagt am Herzen mir der Kummer,
Der von allen: Er ist nicht gefallen!

Im letzten Augenblicke noch möchte der Aga, aufgestachelt durch ein boshaftes Lied seines Guslaspielers Bauk, sein Mütchen an den gefangenen Christen kühlen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, dass sie die Kopfsteuer nicht zahlen können, und er brüllt seinen Henkerknechten zu:

Auf und an die Christen, auf mit scharfen
Messern, heißem Öl und spitzen Pfählen;
Lasst sie los, der Hölle wilde Mächte!
Bin ein Held, das Lied soll es verkünden,
Alles soll darum den Tod jetzt finden.

Aber es kommt anders. Die Salven der Tscheta krachen durch die finstere Nacht und in dem nachfolgenden Blutbade gehen Tschengics Aga und alle seine Helfershelfer zu Grunde. Und an des Aga's Seite ruht, noch

im Tode die Zähne fletschend, Nowiza, den Hassan niederschlug, „als er auf den todten Leu in Freuden sprang, den Kopf ihm jubelnd abzuschneiden“ . . .

Heute lebt noch das Geschlecht der Tschengics, aber zum größten Theile in Bosnien. Nicht weniger als 1500 Seelen soll die Familie zählen und ihr Stolz ist heute der junge Ali Pascha Tschengics, der uns von Mostar nach Sarajewo begleiten mag.

2. Nach Sarajewo.

Ali Pascha Tschengics ist eine klafterhohe, schlanke Gestalt von seltener männlicher Schönheit. Das blonde, von einem Fes bedeckte Haupthaar trägt er ganz kurz geschoren. Der kleine Schnurrbart, die edel geformte Adlernase und das kleine, kluge Auge vereinigen sich zu einer ebenso auffallenden als interessanten Physiognomie. Wenn er sein Prachtgewand trägt, so sind die schwarze Jacke und die weite, an den Knöcheln aufgeschlitzte Hose, gleich der himmelblauen Weste mit zierlich figurierten Goldtressen benäht. Vom stolzen Nacken reichen schwere, mit Edelsteinen verzierte Goldketten in den gestreiften Seidenshawl hinab, den er als Gürtel trägt. Der junge Mann, mit dem weitausgreifenden elastischen Schritt, hat von seinem Großvater, dem eben geschilderten Ismail Aga, den Paschatitel ererbt und ist eine jener Erscheinungen, welche dafür sprechen, dass die Noblesse mitunter etwas Angebornes und Vererbtes sein und dass man auch als Bosnjake ein Wesen zur Schau tragen kann, das selbst einem europäischen Salon nicht übel anstehen würde. Ali Pascha liebt, wie jeder mohamedanische Adelige, wenn

er Geld hat, das gute und bequeme Leben und jeder Genuſs iſt ihm lieb, der das Erdendaſein verſchönert. Er iſt kein Schriftgelehrter, aber er ſpricht und ſchreibt doch zwei Sprachen, die türkiſche und die bosniſche. Die letztere ſchreibt er mit den ſogenannten glagolitiſchen Schriftzeichen, welche eine Miſchung von griechiſchen und cyrilliſchen Buchſtaben ſind. So verkehren alle bosniſchen Begsfamilien unter einander, wie auch ihre alten Familiendokumente in der glagolitiſchen Schrift verfaſst ſind.

Sowie Ali Paſcha in ſeinem Prachtgewande ſieht allerdings nicht jeder Mohamedaner in Bosnien aus. Der unerfahrene Fremde wird freilich auf den erſten Anblick den Mohamedaner nicht von der Rajah unterſcheiden, doch wird er nach und nach bemerken, daſs grelle, namentlich hochrote Stoffe und reichbeſetzte, oft verſchnürte Jacken ausſchließlich von den Moslims getragen werden, während die Rajah ſich bisher gezwungener Weiſe mehr der dunklen Stoffe bedienen muſste. Im übrigen iſt die bosniſche Männertracht ganz dieſelbe wie die türkiſche. Das Haupt des mohamedaniſchen Bosnjaken iſt in der Regel vom Turbangewinde umhüllt, unter dem ſich der gewöhnliche Fes und häufig auch, zumal auf dem glatt raſierten Schädel, ein geſticktes weißes Schutzkäppchen befindet. Die Beine ſtecken in weiten, meiſt blauen oder hochroten Pluderhoſen, die faltenreich bis zu den Knien herabfallen und dort zugeſchnürt werden. Die Waden bedecken Gamaſchen und die Füße rote Schnabelſchuhe oder Opanken. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daſs auch in dieſen Äußerlichkeiten gewiſſe Variationen vorkommen, und es dem Geſchmacke



Männliche Trachten aus Bosnien und seinen Nebenländern.

(S. 22.)

jedes einzelnen überlassen bleibt, Änderungen an der Toilette in dieser oder jener Art anzubringen. Der europäischen Tracht haben sich die bosnischen Mohamedaner bisher noch nicht bedient, wodurch es auch sehr leicht fällt, einen solchen von einem Mitgliede der ehemaligen Beamten-Hierarchie, die das sogenannte „Reform-Costume“ (schwarzer Gehrock, dunkles abendländisches Beinkleid, nebst weißer Weste, Hemdkragen und Cravatte) tragen, zu unterscheiden. Über die Tracht der Frauen läſst sich noch weniger berichten. Im Innern ihrer Gemächer sollen sie, wie alle Orientalinen, mannigfachen Luxus in ihrer Toilette treiben, gestickte Leibchen und schwere Seiden-Shawls tragen, sowie kostbares Geschmeide umgehängt haben. Den Kopf schmückt ein zierlicher, reich mit Gold durchwirkter Fes, die Haare Perlen-Strähne, die Armgelenke Spangen u. dgl. m. Erwähnen wir noch, daſs auch die mohamedanische Bosnjakin der Unsitte des Bemalens der Augenbrauen und der Wangen, des Färbens der Fingernägel und der inneren Handfläche huldigt, daſs sie auf offener Straße in einem sackartigen Überwurfe (Feredsche), der aus Seidenstoffen, Orleans, oder Tuch in allen Farben besteht, einen möglichst unvortheilhaften Eindruck macht, und durch die Gewohnheit des Hockens auf untergeschlagenen Beinen in der Regel einen „watschelnden“ Gang hat, so haben wir auch in dieser Richtung das Wissenswerte mitgetheilt.

Unverschleierte türkische Frauen trifft man in Bosnien und der Herzegowina nu im Narentathale bei Jablaniza; dagegen kann man in einzelnen Gegenden selbst christliche Frauen finden, welche, gleich den mohamedanischen, den

Schleier tragen, um den Blicken der Türken entzogen zu bleiben.

Weil gerade von den Mohamedanern und ihren Frauen die Rede ist, so möge die Stellung näher angedeutet werden, welche sie in der Familie einnehmen. Das Weib des Türken ist weniger dessen Lebensgefährtin, als vielmehr das Individuum, welches in erster Linie dazu da ist, für nichtssagende Zerstreuung und für die häusliche Bequemlichkeit Sorge zu tragen. Da nur in dieser Richtung Anforderungen an die künftige Gattin gestellt werden, so dreht sich die Erziehung der Mädchen hauptsächlich um gewisse Äußerlichkeiten, um Putz- und Gefallsucht, coquettes Intriguenspiel, und wenn es hoch geht, um die Erlangung einiger Fertigkeit in weiblichen Arbeiten. Wol giebt es in Bosnien eine Sitte, die in dieser Richtung von den starren Gebräuchen ein wenig abweicht, die des Aschyklyk, oder des „Damendienstes“, welche den Ledigen beiderlei Geschlechtes eine sehr beschränkte Freiheit des Verkehres gestattet. Die Regel ist die, daſs der Mohamedaner seine Lebensgefährtin durch geschäftliche Abmachungen von seinen zukünftigen Schwiegereltern erhält, und da es sich mancher Heiratslustige schweres Geld kosten läſst, das eine oder andere Mädchen, von deren Vorzügen er sich beeinflussen ließ, zu erhalten, so ist am Ende ein mohamedanisches Ehebündnis nicht viel mehr als ein Kaufgeschäft, das die Stellung der Frau bedingt. Diese Art der Eheschließung ist übrigens nicht der eigentliche Krebsschaden am orientalischen Familienleben, sondern vielmehr die Ehescheidung. Die Leichtigkeit, mit welcher Mohamedaner eingegangene Ehen



Weibliche Trachten aus Bosnien und seinen Nebenländern.

(S. 23.)

wieder lösen, hat an vielen Orten im Oriente bedenkliche Dimensionen angenommen. Im allgemeinen genügt es, der Frau bekannt zu geben, dass sie „entlassen“ sei, und die Scheidung ist bewirkt. Nun gestattet aber der Koran, dass eine derart geschiedene Frau von ihrem früheren Ehemann wol ein zweites, nicht aber ein drittes Mal geheiratet werden kann. Eine dritte Ehe mit der bereits zweimal „entlassenen“ Frau ist nur dann gestattet, wenn diese vorher noch mit einem anderen Manne eine, mittlerweile wieder gelöste, Ehe eingegangen war. Der bosnische Mohamedaner nimmt freilich nie mehr als eine Frau und durch diese freiwillige Monogamie steht der moslimische Bosnjake der europäischen Cultur jedenfalls um eine Stufe näher als seine übrigen Glaubensbrüder im Oriente.

Außerdem sind an dem Mohamedaner in Bosnien verschiedene lobenswerte Eigenschaften zu rühmen, wie die Ehrfurcht der Kinder vor ihren Eltern, die Mildthätigkeit und vor allem die Gastfreiheit. Mildthätig ist der moslimische Bosnier allerdings nur gegen Seinesgleichen, das heißt gegen Mohamedaner, dafür übt er aber die Gastfreiheit gegenüber jedermann, der von derselben Gebrauch machen will, wobei freilich wieder eine unleugbare Bevorzugung, wie dies schon in der Natur der Sache liegt, gegenüber Mohamedanern an den Tag tritt.

Im allgemeinen ist der bosnische Mohamedaner ebenso ein Freund der Bequemlichkeit, wie seine übrigen rechtgläubigen Brüder. Besitzt er irgend ein Geschäft, und das ist zumeist der Fall, weil sich nur ein ganz geringer Procentsatz der Mohamedaner mit dem Ackerbaue befasst, so begiebt er sich nach verrichtetem Morgengebete und

reichlich eingenommenem Frühmahle in seine Bude in der „Tscharschia“ (Basar), wo er die Besuche seiner Freunde empfängt. Ein geselliger Verkehr ist das freilich nicht, denn betrachtet der rechte Mohamedaner schon das Spazierengehen als eine unnütze körperliche Anstrengung, so scheint er umsomehr im Bezug auf das Reden ähnlicher Ansicht zu sein, und er giebt sich sammt seinen Gästen der tiefsten Schweigsamkeit hin. Nach der üblichen Begrüßung, die, weniger den Worten nach, ziemlich umständlich ist und die verschiedenartigsten auf Allah bezüglichen Redewendungen enthält, setzt sich alles im Kreise herum und consumiert möglichst viel ungezuckerten, schwarzen Kaffee, Cigaretten oder den mehr oder minder guten Tabak, der entweder aus Tschibuks oder Nargiles (Wasserpfeifen) geraucht wird. Auch in seiner kaufmännischen Praxis beobachtet der echte Mohamedaner dieses unverbrüchliche Schweigen, und trotz seines lebhafteren Temperaments ist ihm geschäftliche Eile, Marktschreierei oder laute Anpreisung der Ware fremd — ganz im Gegensatze zu seinen christlichen, namentlich griechischen Genossen, die in der Regel ein flaues Geschäft durch um so auffälligeres Treiben wett machen, und mehr versprechen als halten. Allgemein ist bekannt, dass Redlichkeit und kaufmännische Pünktlichkeit zu den guten Eigenschaften des moslimischen Geschäftsmannes gehören. Fälle von betrügerischer Übervortheilung gehören zu den Seltenheiten, und wer je im Dutjan (Bude) eines türkischen Kaufmannes Einkäufe besorgt hat, dem ist gewiss erinnerlich, wie hartnäckig derselbe bei seinem oft freilich übertriebenen Preisangebote verbleibt, und von demselben auch nicht um einen Para herabgeht.

Die Seligkeit des Mohamedaners ist sein Hausstand, oder besser gesagt die Bequemlichkeit, welche er in seinem Hause genießt. Doch ist es nicht Sitte, dass die Familie gemeinsam an den Mahlzeiten sich betheiligt. Die Frauen speisen mit den Kindern im Haremlik, während sich der Gast und der Herr im Selamlik (dem Herrengemache) von einer mehr oder minder zahlreichen Dienerschar das Mahl auftragen lassen. Speist der Gatte im Haremlik, dann ist die Frau kaum mehr als eine Bedienerin. Sind Gäste geladen, dann wird die Mahlzeit selbstverständlich in den Gemächern des Herrn abgehalten, und zwar auf türkische Art, wenn nur Rechtgläubige da sind, und europäisch, wenn der Hausherr „Franken", nämlich Europäer, zu sich gebeten. In beiden Fällen bleiben aber die Gerichte so ziemlich dieselben, und der Unterschied besteht nur darin, dass im letzteren Falle, wenn der Gastgeber überhaupt über Essbestecke verfügt, solche den Europäern gereicht werden, und dass man dem Weine oder überhaupt geistigen Getränken zuspricht, die sonst auf der Tafel des Moslim nach dem Koran zu fehlen pflegen.

So ist in fast allen Dingen der Mohamedaner in Bosnien von dem glaubensverwandten Osmanen ziemlich verschieden. Ersterer übt nicht nur praktisch die Monogamie, er fühlt sich auch als Slave, trägt den slavischen Familiennamen mit Stolz, während der Mohamedaner sonst nur den Taufnamen kennt. Der Mohamedaner in Bosnien spricht selten die türkische Sprache, ja er hat sich oft genug gegen den herrschenden Osmanen erhoben, wenn dieser den Begs, dem nationalen und ausschließlich grund-

besitzenden Adel des Landes, entgegentreten wollte. Der Beg und Aga sind als Aristokraten und Grundbesitzer immer die eigentlichen Herren des Landes gewesen. Und wie der Herr, derjenige, der befiehlt und am besten zu leben gewohnt ist, in allen Ländern der Welt der liebenswürdigere, sympathischere und imponierendere Theil der Bevölkerung ist, so machen auch die Mohamedaner in Bosnien auf den Fremden äußerlich einen weit günstigeren Eindruck als die von ihnen stets bedrückten Christen, welche man allenthalben in der Türkei die Rajah nennt.

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, dass der bosnische Adel erst unter der türkischen Herrschaft seine jetzige Stellung erhalten habe und dass Beg und Rajah gesellschaftliche Schöpfungen des osmanischen Zeitalters sind, welches nur mohamedanische Grundbesitzer und christliche Pächter oder Leibeigene schaffen wollte. In der That hat aber schon in vorosmanischer Zeit ein nach heutigen Begriffen abnormes Verhältnis zwischen Grundherren und Pächtern bestanden, von dem die confessionell verschärfte Stellung des mohamedanischen Begs zur christlichen Rajah nur als eine Fortsetzung erscheint. Es ist nicht ganz richtig, dass die mohamedanisch gewordenen Bosnjaken ihres Apostatentums wegen Grundherren wurden, sondern die alten Grundbesitzer, die Knese und Wojwoden, wurden Mohamedaner, um sich ihren Besitz zu sichern, so dass die mächtigen Familien von heute schon in vortürkischer Zeit ebenso mächtig waren und ihre Grundholden damals nicht besser behandelten als die Begs von heute. Dass das türkische Regime die vorgefundenen Verhältnisse zu Gunsten des Islam und der Herrschaft des Osmanen-

tums bedeutend verschärft, die ihrem Glauben treu gebliebenen christlichen Familien ihres rechtmäßigen Besitzes beraubt und dieselben einem ergebenen Mohamedaner zugesprochen hat, ist allerdings wahr, aber deshalb darf niemals vergessen werden, dass Beg und Rajah dem Wesen nach nicht durchaus türkische Institutionen sind, sondern ihre bosnisch-nationale Vorgeschichte haben.

Der Grundbesitz in Bosnien und der Herzegowina ist heute fast ausschließlich in den Händen des Staates, des Wakuf (Moscheengut), der mohammedanischen Begs und Agas. Die Christen besitzen erst seit etwas mehr als einem Decennium, aber auch nur vereinzelt, Grund und Boden und selbst da oft nur auf fremdem Namen, nämlich auf dem eines armen Mohamedauers. Die christlichen Bauern bebauen also Grund und Boden nur als Pächter für ihre Grundherren, denen sie einen gewissen herkömmlichen Antheil vom Bodenertrage als Pacht abzuliefern haben.

Dieser Antheil wurde das letzte Mal durch das Gesetz vom 14. Sefer 1276 (1858), je nach der durchschnittlichen Ertragsfähigkeit der einzelnen Kreise, festgestellt. Dieses aus 17 Artikeln bestehende Gesetz wurde auch von der österreichischen Landesregierung als Basis für die beabsichtigte Sichtung und Regelung der überaus verwickelten agrarischen Verhältnisse angenommen. Nach diesem von Omer Pascha erlassenen Gesetze haben die Rajah in den Kreisen von Sarajewo, Trawnik, Banjaluka, Bihacs und Swornik das Drittel (daher der slavische Ausdruck „Tretjina"), in der Herzegowina und dem Sandschak von Nowibasar zumeist das

Viertel oder Fünftel des Bodenertrages an den Grundherrn als Pacht abzuliefern, so dass also mit der Ertragsfähigkeit des Bezirkes auch die Größe der Abgabe zu- oder abnimmt. Vor hundert Jahren hatte der Bauer nur ein Neuntel oder Zehntel des Bodenertrages abzuliefern, welches sich der Grundherr selbst vom Felde abzuholen hatte, während in den letzten Jahren die Abgaben an vielen Orten sogar die Hälfte des Ertrages erreichten und die Rajah zur Zeit der dringenden Feldarbeit nicht nur wöchentlich eine drei- bis fünftägige Robot leisten, sondern auch den Naturalpacht auf eigene Kosten und Gefahr dem Beg ins Haus oder auf den Markt zuführen musste. Obwol der bosnische Pächter kein Erbpächter ist, so hat doch der Grundherr nicht das Recht, ihn zu einer beliebigen Zeit und ohne allen Grund von dem Pachtgute zu entfernen. Nur wenn die Rajah die Tretjina nicht entrichtet, den Feldbau unterlässt, dem Beg auf irgend eine Art und mit Absicht Schaden verursacht oder überhaupt den Bestimmungen des Gesetzes vorsätzlich nicht nachkommt, dann kann der Pächter unter Anrufung und mit Genehmigung der Behörde von dem Pachtgute entfernt werden. Ebenso darf der Pächter nur unter rechtzeitiger Kündigung, nämlich erst nach Beendigung der Drescharbeiten, sein Pachtgut verlassen, da er sonst von der Behörde zum Ersatze des dem Grundherrn zugefügten Schadens verhalten wird.

Weitere Bestimmungen des Agrargesetzes vom Jahre 1858 betreffen die Errichtungen und Instandhaltung der auf den Gütern befindlichen Baulichkeiten. Die Ausbesserung oder Neuerrichtung von Wohnhäusern oder

anderen notwendigen Baulichkeiten soll stets vom Grundherrn ausgehen, dagegen muſs der Pächter die Reparatur von Gebäuden, welche er selbst und im eigenen Interesse errichtet hatte, auf eigene Kosten besorgen. Verläſst dann der Pächter sein Gut, so muſs ihm der Grundherr für die errichteten Baulichkeiten nach erfolgter behördlicher Schätzung den Wert voll ausbezahlen.

Das ungefähr sind, in aller Kürze und Übersichtlichkeit zusammengestellt, die Hauptgrundsätze der agrarischen Gesetzgebung aus den Tagen, da Omer Pascha Vezier in Bosnien gewesen und den letzten Aufstand der Begs niedergeschlagen hatte. Daſs bei solchen Beziehungen zwischen dem Beg und seiner Rajah die Agricultur in Bosnien keine Fortschritte machen konnte, ist mit Rücksicht auf die bisherige schrankenlose Macht, die historisch begründeten Vorrechte des Mohamedaners und die Ungleichheit der Confessionen vor dem Gesetze eine fast selbstverständliche Sache. Der bosnische Beg hatte von dem osmanischen Herrn Nichtsthun und Verschwendung gar bald erlernt; er kümmerte sich nur darum, daſs die Rajah die Tretjina entrichtete, und standen an der Spitze der türkischen Behörden gute Freunde, dann war der christliche Pächter vor keiner Übervortheilung oder Bedrückung sicher. In solchen Fällen war es dem Beg nach erfolgter Bestechung der Beamten gar leicht nachzuweisen, daſs die Tretjina nicht in der gehörigen Höhe abgeliefert wurde, daſs der Pächter sein Feld nicht gehörig bebaue, und kam es bei der Errichtung oder Ausbesserung von Baulichkeiten, welche der Beg besorgen sollte, zu Streitigkeiten, dann wuſste dieser allerlei Ausflüchte zu

finden oder er stellte der Rajah frei das Pachtgut zu verlassen, wenn ihr etwas nicht genehm wäre.

Das mehrerwähnte Agrargesetz vom Jahre 1858 bestimmt allerdings, daſs: um Streitigkeiten vorzubeugen, Grundherr und Pächter ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten in schriftlichen, durch die Behörde legalisierten Verträgen festzustellen haben, aber dieser Bestimmung ist nicht überall genügt worden und die zahlreichen berechtigten Klagen der Rajah in den letzten vier Jahren haben gezeigt, daſs der Beg alles thun durfte, wenn er nur der Beamten sicher war. Heute ist das alles anders geworden. Bilden auch Begs und Agas vermöge ihres Reichtums und Grundbesitzes nach wie vor die herrschende Classe in der Bevölkerung, so ist doch die Rajah durch die Gleichheit vor dem Gesetze vor Bedrückungen sichergestellt . . .

Doch kehren wir zurück zu Ali Pascha Tschengics, dem typischen Vertreter des bosnischen Adels, der uns von Mostar nach Sarajewo, der Landeshauptstadt, geleiten soll. Er rät uns den kürzesten Weg, also nicht längs der Narenta, sondern quer über das Gebirge zu nehmen, welches in jeder Beziehung die Scheidegrenze zwischen Bosnien und der Herzegowina bildet.

Die Straße geht anfänglich am linken Ufer der Narenta durch das „Weiße Feld“ (Bjelopolje), das seinen Namen von dem blendend weißen Gestein hat, welches die 20 Kilometer lange Thalebene bedeckt. Hart an der Straße liegen drei türkische Pulvermagazine; dann fallen uns bei dem Dorfe Suhodol zwei in Blei eingelassene Ringe auf, deren Bedeutung niemand zu deuten weiß. Ali Pascha behauptet, wie alle Landesbewohner, daſs

Suhodol, was so viel als Trockenthal heißt, daher den Namen trage, weil das Thal im Laufe der Ewigkeiten trocken gelegt worden sei, und dass die beiden Ringe von den Schiffern herrühren, welche ihre Boote an dieser Stelle festbanden. Dergleichen wunderlichen archäologischen Traditionen begegnet man im ganzen Lande, und es ist seltsam genug, dass die Bosnjaken in den historischen Überlieferungen, welche von Vater auf Sohn übergehen, an die Türkenzeit die eigene Geschichte wol anknüpfen, aber mit besonderer Ehrfurcht der „Lateiner" und Römer gedenken, obwol die jetzige slavische Bevölkerung bekanntlich erst im 7. Jahrhunderte nach Christi Geburt nach der Provinz Illyrien eingewandert ist.

Wir dürfen also an die archäologischen Versicherungen Ali Paschas und unserer bosnischen Reisebegleiter nicht glauben. Auch sorgen die plumpen Gebäude des Hans (Einkehrwirtshauses) Podporim mit ihrem düsteren Innern dafür, dass wir uns trotz der freundlicher gewordenen Umgebung in einem weit zurückgebliebenen Lande fühlen. Endlich ersteigen wir die steile, von Steingerölle gebildete Lehne des Porimgebirges, welches die Grenze zwischen Bosnien und der Herzegowina bildet und das schon zu Ende des 9. Jahrhunderts den dreifachen Grenzpunkt zwischen Bosnien, Dalmatien und Rascien enthielt. Ist einmal die Höhe erstiegen, so genießt man zwischen zwei thorähnlich auseinander tretenden Felsvorsprüngen hindurch einen wunderbaren Ausblick nach dem Narentathal. Noch einen Schritt weiter — und wir sind in der stolzen, goldenen Bosna, wie das schöne, reiche Land zwischen den Flüssen Una, Save, Drina und den dinarischen Alpen in den

südslavischen Volksliedern genannt wird. Bosnien liegt auf der nördlichen Abdachung jener Hochgebirgsrücken, welche das Wassergebiet der Save von jenem des Adriatischen und Ägäischen Meeres trennen. Die arme und steinreiche Herzegowina liegt an der südlichen Abdachung dieser Gebirgsrücken, so dass also Bosnien größtentheils zum Stromgebiete des Schwarzen, die Herzegowina hingegen zu jenem des Adriatischen Meeres gehört.

Bosnien und die Herzegowina haben zusammengenommen einen Flächenraum von 62.000 Quadrat-Kilometern, also die ungefähre Größe von Böhmen oder Siebenbürgen. Die Bevölkerungsziffer beträgt ungefähr 1,300.000 Seelen, so dass 21 Einwohner auf den Quadrat-Kilometer kommen. Bosnien ist also nur halb so dicht bevölkert als das arme Dalmatien; nur Salzburg mit seinen Hochgebirgen und Gletschern kommt unter den österreichischen Kronländern Bosnien in dieser relativen Bevölkerungsziffer gleich. Bosnien und die Herzegowina werden bis auf zwei Procent der Bevölkerungsziffer nur von Slaven bewohnt. Nach dem Religionsbekenntnisse gruppieren sich die Bewohner folgendermaßen: 619.000 Mohamedaner, also beinahe die Hälfte, 510.000 orthodoxe Christen, also etwas mehr als ein Drittel; 157.000 Katholiken, also nur ein Achtel der gesammten Bevölkerung. Außerdem leben 2600 spanische Juden zumeist im Kreise von Sarajewo und 11.400 mohamedanische Zigeuner zerstreut im ganzen Lande. Vorwiegend christlich sind die Kreise von Trawnik, Banjaluka und Mostar.

Die Production Bosniens ist eine ziemlich mannigfaltige, selbstverständlich vorzugsweise Rohproduction, die

aus Ackerbau und Viehzucht entspringt. Um ein Bild derselben zu geben, führen wir die nachfolgenden Ziffern an, welche einem amtlichen Ausweise entnommen sind, der vor dem bosnischen Aufstande im Jahre 1875 zusammengestellt wurde. Es wurden produciert an Mais 82.000 Tonnen, Weizen 33.000, Gerste 31.000, Hafer 23.000, Hirse 15.000, Roggen 8000, Kartoffeln 3000, Bohnen 2000 und Tabak 700 Tonnen. Über die Production von Pflaumen, einem überaus wichtigen Artikel, giebt der uns vorliegende Ausweis leider keine Ziffer an, doch entnehmen wir demselben, dass alljährlich ein namhafter Export stattfindet. Bosnien zählte vor dem Jahre 1875 2,223.000 Schafe, 1,090.000 Ziegen, 520.000 Stück Hornvieh, 162.000 Schweine, 106.000 Pferde, 6000 Esel und Maulthiere. In Vergleichung mit der Bevölkerungsziffer ergiebt sich eine Verhältniszahl, welche die bezüglichen Daten aller österreichischen Provinzen bei weitem übersteigt. Der Waldbestand ist ganz besonders im Norden, der Save und Drina zunächst, ein ungeheuerer. Der Wald, aus Nadelholz, Eichen und Buchen bestehend, ist zum größten Theile im Besitze des Staates oder des Wakuf, nämlich des mohamedanischen Religionfonds; den Bewohnern steht die Benützung des Waldes zum eigenen Hausgebrauch frei; von einer Forstcultur ist keine Rede. Die ausgedehnten Waldungen sind von Bären, Wildschweinen, Hirschen, Rehen und Wölfen reich bevölkert.

Das bosnische Klima ist rauher, als man nach der geographischen Breite vermuten sollte. Die atmosphärischen Niederschläge sind stark und häufig; der schneereiche Winter dauert in den Hochgebirgslandschaften fast acht Monate.

Im Sommer ist der Temperaturunterschied von Tag zu Nacht sehr empfindlich. In der Posawina, dem wohlhabendsten Gebiete des Landes, treten häufig Fieber auf.

Den primitiven Culturzuständen Bosniens entsprechend, giebt es auch keinen regelrechten Bergbau. Besonders reich ist Bosnien an Eisen, das in zahlreichen Schmelzhütten in der jährlichen Menge von etwa fünf Millionen Kilogramm auf sehr primitivem Wege gewonnen und bisher nach allen Richtungen ausgeführt wurde. Die Salzsiedereien von Tusla ergaben bisher jährlich über 300.000 Kilogramm Salz. In verschiedenen Theilen des Landes wurden Kohlenlager constatiert, doch stehen diese ebensowenig im Betrieb, wie die ehemaligen Kupfer- und Silberbergwerke in Srebrenik und Srebreniza. Die Mineralquellen des Landes, zumeist Schwefelquellen und Säuerlinge, sind bisher gänzlich unbenützt geblieben. Die Industrie Bosniens ist begreiflicherweise eine sehr beschränkte. Außer der Hausindustrie, welche die nächsten alltäglichen Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt, giebt es noch Waffenfabriken in Banjaluka, Skoplje und Fojniza, Bierbrauereien in Sarajewo, Banjaluka und Liwno. Die Steuerkraft des Landes ist eine relativ sehr bedeutende. Nach einem Steuerausweise vom Jahre 1871, der uns vorliegt, zahlte Bosnien damals an directen Steuern 4,300.000 und an indirecten Abgaben 600.000 fl, wovon vier Millionen nach Konstantinopel wanderten und nur 900.000 fl. für die Administration des Landes übrig blieben. Die Christen trugen 90 Procent der Steuerlast. Trotz der türkischen Wirtschaft konnte also jeder christliche Bewohner Bosniens 6·3 Gulden an

directen Steuern zahlen. Der analoge Betrag wird für die im österreichischen Reichsrate vertretenen Länder mit 4, für die Länder der ungarischen Krone mit 2·9 Gulden berechnet.

Als Maßstab der geistigen Cultur in Bosnien mögen folgende Angaben dienen. Die Mohamedaner besaßen bisher 927 Volksschulen, in denen, wie überall in der Türkei, vorzugsweise die Lehren des Koran geoffenbart werden, ohne dass die Kinder irgend etwas lernen würden, was sie für das praktische Leben brauchen. Wenn auch nicht am zahlreichsten, so sind doch die katholischen Schulen am weitesten vorgeschritten. Bei jedem der Franziskaner-Klöster in Sutisko, Fojniza, Kreschewo, Goriza bei Liwno, Wutschjagora bei Trawnik und Schirokibreg befinden sich sorgfältig eingerichtete Volksschulen und außerdem noch andere 27, von den Mönchen geleitete Schulen an anderen Orten im Lande. Bosnien zählt zwei katholische Bischöfe, welche ihre Sitze in Sarajewo und Mostar haben, und 79 Pfarrer, welche zum größten Theile ihre Ausbildung im Seminar zu Djakowar in Slavonien erhalten. Die Griechisch-Orthodoxen haben drei Exarchen, und zwar in Sarajewo einen Metropoliten und Bischöfe in Doljna-Tusla und Mostar, die bisher von dem Patriarchen in Konstantinopel gegen ein entsprechendes Entgelt ernannt wurden. Die Bischöfe hatten dagegen das Recht, die Pfarren zu verleihen und hoben von den Petenten dafür Beträge von 20 bis 200 Dukaten ein. Während der katholische Clerus eine gründliche geistliche Bildung besitzt, wird für einen Popen das Lesen der Kirchenbücher als hinreichende Bildung angenommen; ja es kommt sogar

und nicht selten der Fall vor, dass der Pope des Lesens unkundig ist und sich auf das Memorieren der Gebete und Kirchenbücher beschränkt hat. Die Juden haben in Sarajewo einen Haham-Baschi (Ober-Rabbiner), in Trawnik und Nowibasar Rabbiner.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Beurtheilung der nationalen und confessionellen Verhältnisse in Bosnien ist die Geschichte des Landes während des letzten Jahrtausends. Der jetzt zwischen Una und Drina wohnende Volksstamm hatte schon zu Anfang des 7. Jahrhunderts von diesem Gebiete Besitz genommen und nach den Kroaten drangen die Serben in jene Gebiete ein, wo sie heute noch leben. Trotz der innigen Stammverwandtschaft, welche zwischen Serben und Kroaten besteht, geht doch durch die ganze Geschichte der beiden Stämme ein Zug der Trennung und Absonderung, welcher den heute zwischen ihnen bestehenden Antagonismus sozusagen historisch begründet. Es sind nicht nur die Kroaten fast um hundert Jahre früher als die Serben auf der Balkanhalbinsel sesshaft geworden, auch das Reich Zvonimir's, von dem die sogenannten Großkroaten träumen, ist von ganz anderem Datum als das großserbische Reich Zar Duschans.

Im 9. Jahrhundert traten unter Kaiser Basilius dem Macedonier Kroaten und Serben zum Christentum über; die ersteren wurden katholisch, der größte Theil der letzteren nahm den griechisch-orthodoxen Glauben an. Daher kommt auch der Gebrauch der lateinischen oder cyrillischen Lettern in der Schriftsprache der beiden Stämme. Die Kroaten wurden dann von einem Ban, die Serben von einem Schupan regiert. Die Kroaten schlossen sich

im Jahre 1103 an das Königreich Ungarn an und König Koloman wurde nicht nur als König von Kroatien und Slavonien, sondern auch als König von Rama gekrönt. Im Jahre 1190 kamen die Patarener, eine versprengte Waldenser Secte, und neunzig Jahre später die Franziskaner-Mönche ins Land und verbreiteten den katholischen Glauben, der ungarische Staatsreligion gewesen. Im Jahre 1376 hatte Bosnien wieder seine Könige. Ban Stephan dehnte sein Reich sogar bis nach Trebinje und Rascien aus, doch brachte ihn die Schlacht auf dem Amselfelde ebenfalls unter die Tributpflichtigkeit der Sultane und das Jahr 1463 ganz Bosnien, das Jahr 1483 die Herzegowina unter directe türkische Herrschaft. Bald darauf gelang es jedoch dem ungarischen Könige Mathias Corvinus, freilich nur auf wenige Jahrzehnte, einen großen Theil von Bosnien, bis nach Sarajewo, den Türken zu entreißen', doch war mit der Schlacht von Mohacs im Jahre 1527 das Schicksal des Landes endgiltig zu Gunsten der türkischen Herrschaft entschieden. In dieser Zeit trat auch der größte Theil des bosnischen Adels, um Grundbesitz und Privilegien zu retten, zum Islam über. Das Land erhielt feudale Organisation und musste 15.000 Janitscharen stellen, welche bis zur Auflösung dieser Institution zu den besten Kerntruppen der Pforte gehörten. Anderthalb Jahrhunderte lang war dann Bosnien eine der gefährlichsten Nachbarprovinzen unserer Monarchie, denn so oft die Türken in Ungarn einbrachen, ergossen sich die Scharen der bosnischen Begs und Agas über Kroatien, Slavonien und die Steiermark — bis endlich die glücklichen Kriegszüge des

Markgrafen Ludwig von Baden 1688, die Streifzüge der Bathyanyi und Draskovics und der berühmte neuntägige Reiterzug des Prinzen 'Eugen im Jahre 1694 von Broad nach Sarajewo die Macht der Spahis brachen. Der Karlowitzer Friede 1699 schob die österreichische Grenze bis an die Una und Save, decretierte die freie Schiffahrt auf diesen Flüssen und übertrug Österreich das Protectorat über die katholischen Christen der Türkei. Einige durch den Passarowitzer Frieden 1719 jenseits der genannten Flüsse erworbenen Territorien gingen durch den Belgrader Frieden 1739 wieder verloren. Die heutigen Grenzen zwischen Österreich und der Türkei wurden durch den Frieden zu Sistow im Jahre 1791 festgestellt.

Die serbische Empörung und Befreiung rief verwandte Bewegungen in Bosnien wach. Im Jahre 1826 brach unter Hussein Beg Gradatschevics ein gewaltiger Aufstand aus und 30.000 Bosnier zogen auf das Amselfeld, verstärkten sich durch eine ansehnliche albanesische Streitmacht und marschierten schnurstracks gegen Südosten, um einen bosnischen Staat zu bilden und in Stambul den — wahren Islam aufzurichten. Mit List, Gewalt, Bestechung und mit Hilfe der Bevölkerung der Herzegowina wurden die Rebellen in Parteien gespalten und 1831 die bosnische Empörung niedergeschlagen. Aber der Adel gab den Kampf um seine Privilegien noch lange nicht auf. Die Jahre 1836, 1837 und 1839 sahen neue blutige Aufstände, und die Reformen Abdul Medschids: wie Gleichberechtigung aller Unterthanen, Abschaffung des Feudalwesens, Einführung einer ganz neuen Ver-

waltung', riefen im Jahre 1849 abermals eine offene Empörung des Adels hervor, an welcher sich auch die Herzegowina unter Ali Pascha Riswanbegovics betheiligte. Im Jahre 1852 gelang es Osman Pascha, den Aufstand niederzuwerfen, die Häupter der Verschwörung zu beseitigen, die Vorrechte des Adels theilweise abzuschaffen und eine neue Verwaltung einzuführen. Fünf Jahre später flackerte die Empörung noch einmal unter Luka Wukalovics auf, aber sie blieb ohne Erfolg, bis der Büchsenschuss von Newesinje 1875 das „Bischen Herzegowina“ in neuen Aufruhr versetzte und damit die orientalische Frage auf die Lösung durch das Schwert verwies. Drei Jahre lang war das schöne aber zertretene Land, die stolze goldene Bosna, nur die ausgesogene Beute der Insurgenten und Baschi-Bozuks, in Geduld gewärtig jener wohlmeinenden aber kräftigen Hand, welche Christen wie Mohamedaner vor der Wirtschaft der Stambuler Effendis und Paschas fernerhin und für ewige Zeiten bewahren sollte. Seit dem August vorigen Jahres weht die Fahne mit dem Doppelaar über dem von einem gutmütigen und begabten Volke bewohnten Lande, den Segen der Ruhe und Ordnung, der Sicherheit und Gleichberechtigung aller seiner Bewohner überall verbreitend. In wenigen Monaten hat sich die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina von ihrem früheren Herrscher abgewendet und wenn sie Abhilfe aus Jahrhunderte alter Not und Bedrängnis bedarf, wendet sie sich vertrauensvoll an Kaiser Franz Josef I., den milden und ritterlichen Herrscher in der einzigen Kaiserstadt an der Donau. . . .

Wenden wir uns nun wieder unserer Reiseroute von Mostar nach Sarajewo zu, nachdem wir an der Grenze Bosniens im raschen Überblicke alles Wissenswerte in geographischer und historischer Hinsicht über das Land mitgetheilt haben.

Jenseits des Porim-Gebirges folgt noch das Karstplateau Batjewiza, eine kahle, unbewaldete, von Felslöchern und Klüften zerrissene Bildung, an deren Rande mehrere Gruppen monolither Grabdenkmäler mit halbverwitterten Sculpturen stehen. Niemand kennt den Ursprung dieser Blöcke und jeder Reisende staunt über die Kraft, welche diese Trümmer an Ort und Stelle gebracht haben mag. Hierauf gelangt man nach dem Lipetapass, der zu beiden Seiten des unwegsamen und steinigen Pfades von hohen, im Mai und September, manchmal aber auch im Juni schneebedeckten Spitzen eingefasst wird, auf denen sich viele Gemsen herumtreiben sollen. Die Gegend wird immer romantischer; senkrechte Felsen stürzen zu dem Bergsee Jesero herab und wechseln an manchen Stellen mit buschigen Hängen. Die nächste Umgebung des Sees besteht aus sumpfigen Wiesen, an welche sich zur Linken eine gut bebaute Ebene mit Maisfeldern anschließt. Unsere eingeborenen Reisebegleiter glauben, dass das Seeniveau früher höher lag und diese Felder bedeckte, bis sich der jetzige Seeabfluss, ein munteres Bächlein, durch die Felsen zur Rechten einen Weg nach der Narenta ausgewaschen hatte. Dann gelangten wir zur Hochebene von Borke, die sich zwei Stunden lang ziemlich gut bebaut, zwischen theils waldigen, theils kahlen Bergen hinstreckt. Mehrere Gruppen von Bauernhäusern

und Hans machen die Hochebene etwas lebendiger; hier halten alle diejenigen, welche von Sarajewo nach Mostar reisen, ihre erste Nachtstation.

Von Borke an gesellte sich eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Landleuten zu uns, die nach Sarajewo zum Wochenmarkt wollten. Sie trieben Tragthiere vor sich her, die mit Holz, Obst oder Feldfrüchten beladen waren und man sah es je zweien oder dreien der neuen Reisegenossen an, dass sie zusammengehörten. Es war auch in der That so. Der Älteste und am besten Gekleidete einer jeden der sich uns anschließenden kleinen Karawane ist daheim der Vorsteher einer Sadruga (Hausgenossenschaft) und er muss als solcher nach Sarajewo, um die Erträgnisse seiner Feld- und Hauswirtschaft zu verkaufen, davon die rückständigen Steuern zu bezahlen, und all das einzukaufen, was die Sadruga daheim braucht, weil man doch nicht alles im Hause erzeugen kann.

Der zwischen Hochwald, Buschwerk und felsigen Lichtungen sich von Borke gegen Konjiza im Narentathale hinabschlängelnde Pfad lenkt unsere Aufmerksamkeit weniger auf die umgebende Außenwelt, und so suchen wir denn das Interessanteste über die volkstümliche Institution der Familie in Bosnien und der Herzegowina zu erfahren.

Die Sadruga, in unseren kroatischen Grenzgebieten auch Hauscommunion genannt, ist die traditionelle Verbindung einer Reihe von Familiengliedern oder selbst mehrerer verwandter Familien zu gemeinsamer Haushaltung und Güterverwaltung bei Untheilbarkeit des unbeweglichen Vermögens, ohne indessen den Nebenverdienst des einzelnen zu verhindern. Die Sadruga ist keine specielle Institution

dieses oder jenes südslavischen Stammes und hängt auch nicht mit dem christlichen Glaubensbekenntnisse direct zusammen. Die Hauscommunion findet sich bei allen christlichen Südslaven, in Bosnien und der Herzegowina aber auch bei den Mohamedanern vor. Die Zahl der Mitglieder einer Hauscommunion ist sehr verschieden; zehn bis fünfzehn sind das Minimum, sechzig bis siebenzig das Maximum und zwanzig bis fünfundzwanzig die durchschnittliche Zahl der Mitglieder der Hauscommunion. Wachsen diese Zahlen zu rasch oder wird gar das Maximum überschritten, dann tritt leicht die Theilung des Gesammtvermögens zur Neubildung einer zweiten Sadruga ein. Ganz besonders in solchen Fällen kann es vorkommen, dass in einem Weiler oder in einem kleinen Dorfe alle Bewohner denselben Familiennamen führen. Deshalb ist aber die Hauscommunion durchaus nicht die einzige Form des südslavischen Familienlebens, es kommen häufig genug Fälle vor, in denen ein Haus, wie bei uns, in Folge vorhergegangener Theilung nur von einer einzigen Familie bewohnt wird. Jedenfalls ist aber die Sadruga die ursprüngliche nationale Institution, welche für das Studium des Volkscharakters, der Sitten und Gebräuche entscheidend bleiben muss. Dass man beispielsweise im Fürstentume Serbien darauf vergessen und europäische sociale Einrichtungen der Familie und Gemeinde octroyierte, hat bereits seine üblen Früchte getragen, die kaum mehr zu verwinden sind.

An der Spitze der Hauscommunion steht der von der ganzen Familie, zumeist aus der Reihe der älteren und würdigen Mitglieder gewählte Domatschin. Er ist

in der Regel verheiratet, muſs aber durchaus nicht der Älteste aus der Familie sein, weil ja die Communion den Fähigsten und Würdigsten zu ihrem Vorstande wählt. Es kommt daher, allerdings ziemlich selten und nur in Bosnien und der Herzegowina vor, daſs eine Frau oder gar ein Mädchen der Hauscommunion vorsteht und dem tüchtigen weiblichen Domatschin alle Männer der Familie ohne Widerrede gehorchen. Bleibt der Domatschin geschickt und rüstig bis an sein Lebensende, dann erlöst ihn allerdings erst der Tod von seiner Würde; ist er aber einmal hochbetagt und schwach, dann legt er freiwillig oder erst in Folge einer Pression unzufriedener Familienmitglieder sein Amt zurück. Nach dem Ableben des Domatschin erhebt die Communion am liebsten den ältesten Bruder des Verstorbenen an dessen Stelle, allein es kommt auch vor, daſs die Wahl auf die tüchtige hinterbliebene Witwe fällt, welche dann wieder nach einer Reihe von Jahren ihre Würde mit Zustimmung der Communion an den mittlerweile groſsjährig gewordenen Sohn abgiebt.

Da der Domatschin nicht der unumschränkte Herr, sondern nur das gewählte Oberhaupt und sozusagen der bevollmächtigte Präsident der Hauscommunion ist, so muſs er sich mit derselben in allen wichtigen Entscheidungen in Übereinstimmung befinden. Die Hauscommunion kann demnach, wenn sie aus der Thätigkeit des Domatschin große Verluste oder gar den Ruin des ganzen Gemeinwesens befürchtet, denselben seiner Würde entsetzen, wozu allerdings der einstimmige Beschluſs der Hauscommunion erforderlich ist. Findet sich nur eine starke Minorität gegen den Domatschin zusammen, die sich unter keiner

Bedingung demselben fügen will, so tritt wol eine Trennung und Theilung der Hauscommunion ein, wozu nur im äußersten Notfalle die Hilfe und Entscheidung der Behörde angerufen wird.

Der Domatschin repräsentiert die Hauscommunion in allen ihren auswärtigen Angelegenheiten. Er vertritt sie vor dem Pfarrer, vor der Gemeinde, wie auch vor den politischen Behörden. Er ist verantwortlich für die pünktliche Entrichtung aller Abgaben, er verwaltet das gemeinsame Feld und Gut, er schließt im Namen der Communion Käufe und Verträge ab, hat in manchen Gegenden sogar das Recht, bewegliches, niemals aber unbewegliches Gut zu veräußern. Der Domatschin theilt wol jedem Familienmitgliede seine Wirkungskreise zu, aber er darf ebensowenig in allen Dingen und von allen einen unbedingten Gehorsam verlangen, wie er auch nach außen nicht für jedes einzelne Familienmitglied verantwortlich ist — denn er ist nur der „primus inter pares“ — der Erste unter den Gleichen.

Dem Domatschin steht in der socialen Rangordnung die Domatschiza, seine Gattin in der Regel, zunächst. Wir sagen in der Regel, weil in manchen Gegenden die Domatschiza, gleich dem Domatschin, von der Hauscommunion gewählt wird, und zwar aus dem Grunde, damit die nächste Familie des Domatschin in der Sadruga nicht allmächtig wird. Während der Schwerpunkt der Thätigkeit des Domatschin nach außen verlegt ist, concentriert die Domatschiza die ihrige ganz in der inneren Hauswirtschaft und ist in diesem Sinne die Hausfrau der Communion. Sie ist die Erzieherin der Kinder und

maßgebende Beraterin der erwachsenen Mädchen, die Vorsteherin der Haus-Industrie, die unumschränkte Herrin über Küche und Vorratkammer. Sie sieht darauf, dass die Kirche besucht, die Feiertage gehalten und der Verstorbenen zur rechten Zeit gedacht wird, dass Gotteswort und die Lieder des Volkes in Ehren gehalten werden und nicht in Vergessenheit geraten.

In analoger Eigentümlichkeit hält sich auch die Stellung der übrigen Mitglieder der Sadruga. Die Hauscommunion ist verpflichtet, für die Unterkunft, Nahrung und Bekleidung ihrer Mitglieder zu sorgen, denn jedes derselben hat, theoretisch genommen, einen gleichen Antheil an dem untheilbaren Gesammtvermögen. Diesem Principe entsprechend haben die volljährigen Mitglieder der Sadruga die gleichen Rechte und Pflichten und bei den Beratungen ein gleichwertiges Votum. In einzelnen Gegenden besitzen Mädchen und Frauen bei den gemeinschaftlichen Beratungen keine entscheidende Stimme.

Der Familienrat wird abends nach gethaner Arbeit am Herde oder unter einem schattigen Baume, an Feiertagen nach der Messe abgehalten, wobei der Domatschin seine Vorschläge auseinandersetzt oder Vollbrachtes berichtet. In Bosnien und der Herzegowina entscheidet die Majorität, während beispielsweise in vielen Gegenden Bulgariens zu einem für den Domatschin bindenden Beschlusse die Einstimmigkeit des Familienrates notwendig ist, so dass ein Veto genügt, um die Durchführung einer vorgeschlagenen Maßregel zu verhindern. Je geachteter der Domatschin, desto entscheidender sein Rat oder Antrag, ob es sich darum handelt, bewegliches oder gemeinsames Gut zu

kaufen, einzutauschen oder zu verkaufen, Heiraten abzuschließen, einen Streit zu schlichten, ein jüngeres Mitglied in die Fremde zu senden oder irgend eine wichtige Veränderung in der Hausordnung zu treffen. Die Achtung, welche ein solcher Domatschin genießt, ist dann auch eine außergewöhnliche und die Mitglieder der Sadruga nennen ihn in vielen Gegenden Gospodar (Herr) und küssen ihm die Hand. Ihm gebürt der Ehrenplatz und der beste Bissen an der Familientafel; alles erhebt sich, wenn er die Hütte betritt, man raucht vor ihm nur mit seiner Erlaubnis, Musik und Tanz dürfen in seiner Abwesenheit nicht beginnen.

Hier hat wol nur das Allgemeinste und Wichtigste aus dem häuslichen Gewohnheitsrechte in Bosnien und der Herzegowina Raum gefunden, um einerseits den Volkscharakter zu beleuchten, anderseits auf das Originelle und Fremdartige hinzuweisen, welches die Basis des socialen Lebens in Bosnien und der Herzegowina bildet. Es springt vor allem der fideicommissarische und communistische Charakter der Sadruga in die Augen, und dieser verdient so lange eine sorgsame Pflege und Beachtung, als das Volk noch durchwegs von Ackerbau und Viehzucht lebt. Weiter documentiert die Sadruga bei den Südslaven ein starkes Gefühl für das dynastische wie nicht minder für das aristokratische Wesen, so dass jedermann, der beispielsweise aus den Bosnjaken ein Volk von Demokraten machen, nämlich die Begs und Agas vernichten wollte, damit eine durchaus verkehrte Auffassung ihres Volkscharakters bekunden würde. Die Begs sind als die Nachkommen der vorosmanischen Knese und

Wojwoden und als stockconservatives Element so recht ein Product des südslavischen Nationalgeistes und für alle Zukunft der unverwüstliche sociale Kern des bosnischen Volkes. Die Fürsten und Staatsmänner in Serbien waren, wie uns scheint, nicht glücklich inspiriert, als sie bei ihrem Volke alles Erdenkliche thaten, um das Aufkommen einer nationalen Aristokratie zu verhindern. Die Montenegriner haben, im Gegensatze dazu, ihre Wojwoden (Stammführer) und Barjaktare (Fahnenführer) in den ältesten Familien des Landes aufrecht erhalten und damit einer natürlichen Bethätigung des Nationalgeistes in sehr geschickter Weise entsprochen.

Für Bosnien und die Herzegowina ist es heute ein zweifelloses Glück, dass die Institution der Hauscommunion dort noch besteht. Diese dünnbevölkerten, an ergiebigem Boden so reichen Länder würden in dem Augenblicke der Verarmung entgegen gehen, als die vollständige Aufhebung der Sadruga und damit die beliebige Theilung von Grund und Boden ausgesprochen würde. Das europäische Familienleben, welches der Entwicklung des Individuellen unbeschränkten Spielraum gewährt, geht noch weit über die Traditionen und Bedürfnisse des bosnischen Volkes hinaus, das vorerst noch in Gehorsam und organisierter Arbeit geschult und geübt werden muss, dessen christliche Familien als gleichberechtigt mit den mohamedanischen vorerst erstarken urd erblühen müssen, wenn nicht das Volk in Begs und hunderttausende ungefügiger und verarmter Atome zerstieben soll. Welches lenksame und leicht fassbare Element die Administration des Landes in der organisierten Hauscommunion und speciell in der

Person des Domatschin besitzt, das näher auseinanderzusetzen ist nach der obigen Darstellung und nach den Erfahrungen in unserer ehemaligen Militärgrenze kaum mehr notwendig. . . . .

Mittlerweile sind wir dem gleichförmigen Wege entlang nach dem Doppelstädtchen Konjiza im Narentathale herabgestiegen, dessen beide Theile — das mohamedanische Konjiza am linken und das christliche Neretwa am rechten Ufer — durch eine im Jahre 988 von König Hwalimir erbaute steinerne Brücke mit einander verbunden sind. Obst und Wein werden hier viel gebaut und auf flachen Booten, von unterhalb Konnjiza an, nach Mostar gebracht. Der ziemlich regsame Handel, wie die fleißige Hausindustrie, welche sich vornehmlich mit der Erzeugung von Pferdedecken beschäftigte, werden jetzt wol wieder einen Aufschwung nehmen und die Bevölkerung ihrer früheren Wohlhabenheit zuführen.

Hinter Konjiza-Neretwa steigt die Straße wieder durch das Thal des Teschanjiza-Baches das Iwan-Gebirge hinan, welches ganz und gar den Charakter des üppigen, reichgesegneten bosnischen Mittelgebirges trägt. Die gut erhaltene Straße führt zwischen Kastanienpflanzungen, durch freundliche Waldungen, die aus Eichen, Buchen und Silberlinden bestehen, dann an Weilern und Dörfern, die immer häufiger werden, vorüber, zur Rechten die Bjelaschniza mit der Alpe von Granitschawa, aus deren Tannen- und Buchenwaldungen Sturzbäche in schiefrigem Bette der Bosna zueilen. Dann folgt zur Rechten der prächtige Igman, an dessen Hängen sich zahlreiche schmale Hirtenpfade im reichbevölkerten Gebüsch verlieren. Kleine



Ansicht von Sarajewo.

(S. 51.)

Waldbäche bilden feuchte Gründe und berieseln Bergwiesen, in deren üppigem Grase zahllose Reptilien, Ringelnattern und gemeine Vipern sich aufhalten. Das dichte Gestrüpp erlaubt nicht überall freien Durchgang und es birgt sich in seinem Schatten so manche seltene Pflanze. So senkt sich der Weg langsam zur Ebene von Sarajewo herab, in deren östlichstem Winkel die gleichnamige Hauptstadt des Landes verborgen scheint.

Die reichbewässerte und fruchtbare Ebene ist das Herz der stolzen Bosna und dort liegt die tausendjährige Stadt Sarajewo mit ihren hundert Moscheen und eben so vielen Stadttheilen auf einer Fläche von einer halben Quadratmeile ausgebreitet, von einem halben Hunderttausend Bosnjaken bewohnt. Zu beiden Seiten der Miljatschka, eines kleinen rechtsseitigen Zuflusses der Bosna, ragen Hunderte von schlanken Minareten mit glänzenden Blechdächern über die roten Dächer und buschigen Gärten empor — eine echt türkische Stadt liegt vor uns, in der aber kein Mensch türkisch spricht. Neun Brücken sind über die Miljatschka gespannt; man sieht sie fast alle der Reihe nach, wenn man auf der alten Festung im Osten der Stadt seine Aufstellung genommen hat. Die kleine Thalebene wird von hohen Bergen umrahmt, von denen sich mancher, so der Trebewitsch im Süden, wol über tausend Meter von der Thalsohle erhebt.

Die Stadt selbst sieht weniger lieblich als ihr Panorama aus. Die Gassen sind krumm und eng; Thiere wie Menschen, wenn sie aus der Fremde kommen, haben Mühe auf dem glatten Pflaster von kleinen runden Steinen fortzukommen, ohne ein- über das andere-

mal zu stolpern. In dem Stadttheile auf dem linken Ufer der Miljatschka geht es ziemlich ruhig her, dagegen herrscht am rechten Ufer, besonders an Wochenmarkttagen, reges Leben, viel Lärm, Handel und Wandel. Dort ist nämlich die sogenannte Tscharschia, der Bazar von Sarajewo; ein Conglomerat von zahllosen Verkaufsbuden, welche ein halbes Hundert Gassen und Gässchen füllen. Dort sitzen Kaufleute und Handwerker, Mohamedaner, Christen, spanische und eingewanderte Juden ruhig nebeneinander und preisen ihre einheimischen wie die fremden Waren an. Hier der sehnige Schmied an der lodernden Feuerstelle, den sausenden Hammer schwingend, dass die Funken sprühen und einem die Ohren gellen; dort der magere Saraf, der Geldwechsler, der schmunzelnd und geschäftig seine Rollen mit Piastern, kaiserlichen Dukaten und Maria-Theresien-Thalern ordnet, dann wieder gedankenlos mit dem Rosenkranz spielt oder neidisch nach dem nächsten Saraf, seinem Concurrenten, auslugt; hier wieder der große Kaufmann, für den soeben von ermüdeten Lastthieren schwere Warenballen abgeladen und unter dem Schweiße der halbnackten Hamals (Lastträger) in die Magazine eingelagert werden; dort wieder im ärmlichen Laden ein ärmlicher Türke, der rote Thonpfeifen, Tschibukrohre und Nargilehs feilbieten möchte, aber keinen Käufer findet, weil sein Nachbar, ein junger Grieche, nicht nur dieselben Waaren, sondern auch Fes, Fransen, Troddeln und Schleier mit listigen Anpreisungen besser auszubieten versteht. Jetzt trabt ein verstaubter Gendarm über das gefährliche Pflaster, dann werden unbeladene Karawanen durch den Bazar getrieben. Bald darauf

ruft ein schwarzäugiger Junge Kaffee aus und wenn er mit Schritt und Stimme gerade innehält, so hat ihm gewiss ein gefräßiger Köter den Weg verlegt. Der Junge versetzt dem Hund den üblichen Fußtritt, das magere Thier drückt sich brummend und einen abgenagten Hammelknochen zermalmend beiseite. Eine verschleierte Mohamedanerin in klappernden Holzschuhen und braunem Überwurfe bleibt vor einem Laden mit buntbedruckten Tüchern stehen; man zeigt ihr allerlei, aber seufzend legt sie alles beiseite, denn alles ist ihr zu theuer und der vorsichtige Kaufmann giebt ihr nichts auf Borg. Sie schreitet weiter und weicht scheu und geneigten Hauptes einem Consulats-Kawassen mit dem Heroldstabe aus, hinter dem gravitätisch der Vertreter einer europäischen Großmacht mit seinem Kanzler einherschreitet. Bald treten beide in den großen Laden eines reichen Kaufherrn; sie nehmen dort eine Schale schwarzen Kaffee, rauchen einige Cigarretten und setzen ihren Spaziergang bis zum nächsten Bekannten fort.

Treten wir in den Han, das Einkehrhaus, welches sich im Bazar befindet. Es ist eben Mahlzeit und in der Vorhalle sitzt um eine Holzplatte mit niederen Füßchen auf gekreuzten Beinen eine vornehme Reisegesellschaft, gerade mit hölzernen Löffeln nach einer Schüssel langend, in der sich die milchartige Suppe, Tschorba genannt, befindet. Nur ab und zu wirft einer oder der andere eine Bemerkung hin, aber im allgemeinen herrscht Ruhe, ja sogar eine gewisse Andacht vor. Nach dem nächsten Fleischgerichte, zu dem das landesübliche fingerdicke, schwammige Brot, die Pogatscha, genossen wird, trägt der

Wirt (Handschi) die Pita, eine fette, kuchenförmige Mehlspeise, auf und den Schluss bildet der Pilaf, die bekannte gedünstete Reisspeise. Als Dessert werden Honig und Kajmak, ein dicker Milchrahm, gereicht — man wischt sich Mund und Hände an der langen Serviette ab — und das Mahl ist zu Ende. Schwarzer Kaffee und Cigarretten werden noch herumgereicht und jetzt erst beginnt die allgemeine Unterhaltung über das, was jeder in der Tscharschia vom Stadtgespräch erhascht und welche Geschäfte er abgeschlossen hat. Der eine hat sich über einen Geschäftsfreund, der andere über einen Beamten zu beklagen, weil ihm bei dieser oder jener Gelegenheit unnötigerweise hundert blinkende Dukaten entgangen sind. So ist aber nun einmal der Adet, das heißt der Brauch, und achselzuckend denkt jeder darüber nach, wie er den Verlust wieder hereinbringen wird.

Noch lebendiger als in der ausgedehnten Tscharschia geht es in ihrer Mitte, im sogenannten Telal, dem in Stein erbauten Trödelmarkte von Sarajewo, zu. Dort werden abgetragene Kleider, alte Schuhe, rostige Waffen, ja selbst Thiere — kurz alles verkauft, wozu man eines Ausrufers bedarf. Dieser schwenkt seine Ware in der Luft oder tummelt seine Schindmähre mit einem Geschrei und Gejohle herum, als ob er ein Ehrenmann und alle übrigen Ausrufer elende Betrüger wären. Hat der Ausrufer seinen guten Tag, so ist sein Geschäft ziemlich einträglich, denn je theuerer er seinen Trödel anbringt, desto höher der Betrag, den ihm der hocherfreute Eigentümer zuwendet. Dem Trödelmarkte zunächst, also ebenfalls in der Mitte der Tscharschia, liegt der Besestan, die große

Kaufhalle, worin allerlei Schnittwaren zum Kaufe ausgeboten werden. Besestan wie Tetal sind Eigentum der islamitischen Geistlichkeit, sie sind also Wakuf, für deren Benützung die Kaufleute einen jährlichen Pachtzins entrichten. Im Besestan befriedigen Bosnjaken wie Europäer ihre Bedürfnisse und diese Kaufhalle mit ihren Kreuzgängen giebt erst einen Begriff davon, welche Absatzquelle Bosnien für die österreichische Manufactur ist oder vielmehr werden kann. Was sonst die österreichische Industriewelt aus dem wirklich gesegneten Lande, das nur halb so dicht wie das arme, steinreiche Dalmatien bevölkert ist, machen kann, werden wol schon die nächsten Jahre lehren. Wenn in der Zukunft Bosnien Straßen und Eisenbahnen erhält, mit Kroatien, Dalmatien und Macedonien in raschen Verkehr tritt, dann wird auch Sarajewo wieder erblühen, wieder die große Stadt mit 100.000 Einwohnern werden, welche sie einst gewesen.

Sarajewo soll an der Stelle des römischen Sarite stehen, doch dürfte die Ableitung des Namens von dem türkischen Worte Saraj, Residenz, viel näher liegen. Sagenhafte Chroniken versichern zwar, dass die Stadt im achten Jahrhundert nach Christi gegründet wurde, doch rühren die ersten verläßlichen historischen Ueberlieferungen erst aus dem 13. Jahrhundert, da Papst Gregor IX. die Stadt Bosna als Bischofssitz bestimmte. Zur Zeit als Bosnien der Stephanskrone gehörte, nahm die Stadt den Namen Bosna-War an, welcher im 15. Jahrhundert nach der türkischen Invasion in Bosna-Saraj und von den Einwohnern selbst in Sarajewo verwandelt wurde. Vielfach wird behauptet, dass die Städte Bosna und

Sarajewo durchaus nicht identisch seien, daſs vielmehr die erste Residenz nicht an der Miljatschka, sondern am Ursprung der Bosna gelegen war und daher ihren Namen hatte. Obwol es möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, daſs die Residenz ihren Namen nicht vom Bache, sondern von jenem des Landes ableitet, so wird dagegen von anderer Seite angeführt, daſs noch heute an den Quellen der Bosna die Grundmauern einer alten Kirche zum heiligen Basilius sichtbar sind, und daſs also die alte Stadt Bosna an dieser Stelle und nicht an der Miljatschka gelegen war. Nach dieser letzteren Annahme hätten die ersten bosnischen Begs Slatarovics und Sokolovics und mit ihnen der erste Vezier von Bosnien, Kosrew Pascha, die heutige Stadt Bosna-Saraj gegründet.

Es werden wol noch Jahre darüber vergehen, bis in die Urgeschichte Bosniens wie seiner Residenz mehr Sicherheit und Wahrheit gebracht sein wird. Die Aufzeichnungen der Klöster in Bosnien werden wol einiges dazu beitragen, dagegen dürfte die Durchforschung der Archive in Dalmatien, besonders in Ragusa und Venedig, dankenswerte Aufschlüsse über die alte Geschichte, die vortürkischen Sitten und Gebräuche Bosniens und der Herzegowina ertheilen können. Und für keines der südslavischen Gebiete ist der Adel, das Althergebrachte, von solcher Wichtigkeit, wie für Bosnien, wo sich bis zum heutigen Tage — um nur eine der bedeutsamsten Traditionen zu erwähnen — die feudalen Institutionen der angesehenen Familien des Landes mit unaustilgbarer Hartnäckigkeit erhalten haben. Serbien und Montenegro sind nach der Vertreibung der Türken unter die demo-

kratischen Staaten getreten, Kroatien, Slavonien und das Banat haben fremde Institutionen angenommen, während Bosnien fortan seinen alten Feudaladel behalten dürfte.

In historischer Beziehung und in Rücksicht auf die groß-serbischen Aspirationen ist es gewiss nicht uninteressant hervorzuheben, dass Sarajewo, gleich einem kleineren Theile Bosniens, nur wenige Jahre und gerade nur zur Blütezeit des serbischen Reiches demselben unterthan war. Bosnien hatte seine Bane, war also selbständig oder gehörte später zu Kroatien oder Ungarn, und es ist bekannt, dass noch Mathias Corvinus Sarajewo abermals den Türken entrissen hatte.

Erst durch die Schlacht von Mohacs (1527) fiel Bosnien an das türkische Reich. Aber schon hundertvierzig Jahre später bedrohten wieder die kaiserlichen Truppen Sarajewo, dann folgten die Kriegszüge Ludwigs von Baden, der Draskovics und Batthyanyi und endlich im Jahre 1697 der neuntägige Reiterzug des Prinzen Eugen von Savoyen, welcher mit der Eroberung Sarajewos endete.

Am 21. October des genannten Jahres sendete Prinz Eugen einen Cornet vom Regimente Caprara mit einem Trompeter als Parlamentär an die Besatzung von Sarajewo. Die Türken jedoch hieben den Trompeter zusammen und der Cornet wurde mit fünf schweren Wunden aus der Stadt gejagt. Prinz Eugen fand ihn am nächsten Tage in bedauernswertem Zustande vor Sarajewo und nahm empört den Bericht des armen Cornet entgegen. Allsogleich ließ er, obwohl sein Corps nur 6000 Mann zählte, die Höhen bei Sarajewo besetzen, die Stadt beschießen und ein kleines Detachement erhielt

den Befehl, dieselbe rasch zu besetzen und als Strafe für die Ermordung des Parlamentärs zu plündern. Die Wut der Kaiserlichen ging aber so weit, dass sie sogar, gegen den strengen Befehl der Commandanten, in allen Stadttheilen Brand legten und den Begs von Sarajewo alles abnahmen, was diese auf ihren Raubzügen in Kroatien, Slavonien und im südwestlichen Ungarn erbeutet hatten.

Nicht minder blutig war die Einnahme von Sarajewo, welche die k. k. Truppen am 19. August 1878 in glänzender Weise unter der Führung des Feldzeugmeisters Josef Freiherrn v. Philipovich ausgeführt haben. Damit wurde ein Unternehmen militärisch gekrönt, dessen civilisatorische und politische Fortsetzung der Zukunft anheimfällt. Der milden und gerechten Hand der österreichischen Regierung, welche innerhalb der Monarchie die verschiedensten nationalen und confessionellen Elemente durch die strenge Handhabung der Gleichberechtigung zufriedenzustellen vermag, wird gewiss auch in Bosnien die beruhigende und civilisatorische Mission zum Wohle und Gedeihen der dortigen Bevölkerung auf das Beste gelingen.

Zur Vervollständigung des Bildes, das wir bisher von Bosnien geboten haben, bedarf es noch der Schilderung der Katholiken und ihrer Repräsentanten. Sie gehörten gleich den übrigen christlichen Brüdern griechisch-orientalischer Confession zur rechtlosen Rajah, mit welcher die osmanische Regierung, wie die Begs, nach Belieben verfügen konnten. Und wie wir bei den Griechisch-Orientalischen als Repräsentanten einen Geistlichen vorgeführt haben, so müssen wir es auch bei den Katholiken thun, deren naturgemäße

Repräsentanten die im ganzen Lande als Pfarrer und Klöstermönche zerstreuten Franziskaner sind.

Die Brüder und Väter aus dem Orden des heiligen Franciscus von Assisi gehören mit zu den Wahrzeichen der stolzen Bosna. Der lateinisch celebrierende Mönch mit dem martialischen Schnurrbart und bis vor kurzer Zeit noch mit dem Fes auf der Tonsur ist durch diese äußerlichen Kennzeichen nach seiner historischen Entwicklung und politischen Stellungschärfer charakterisiert als man dies durch eine noch so eingehende Schilderung vermöchte. Die Franziskaner waren seit sechs Jahrhunderten das einzige vermittelnde Band zwischen Bosnien und dem Occident. Sie waren nie ein eigentlich nationaler Clerus, wenn sie aber vor vier Jahrhunderten den Fes anlegten, so geschah es doch mehr, um sich und ihren katholischen Glaubensgenossen eine Reihe von Privilegien und unter der türkischen Herrschaft eine Existenz zu erwerben, zu welcher sich die Griechisch-Orientalischen nie emporschwingen konnten. Die Franziskaner haben in Bosnien zu jeder Zeit mehr unterhandelt als opponiert, sie verletzten aus Opportunitätsgründen sogar die strenge Observanz ihrer Ordensregeln und die „Fratres minores“ wurden auf solche Art sehr kluge, praktische Weltgeistliche, denen es vor allem um das Gelingen ihrer religiösen und ihrer Culturmission zu thun war. Nachdem sie vor der Türken-Invasion über 30 Klöster und 150 Kirchen inne hatten, schmolz die Zahl der Gläubigen unter der Herrschaft des Halbmondes so sehr zusammen, dass Bosnien vor etwa hundert Jahren nur 50.000 Katholiken zählte, während sie heute über 207.100 Seelen betragen sollen, die in

1428 Ortschaften, in 117 Pfarren mit 270 Geistlichen wohnen. Die etwas erträglichere Lage der katholischen Rajah ist zum großen Theil dem Mute und der Klugheit der Brüder Franziskaner zu danken, die schon Mehmed II., dem Eroberer Bosniens, im Jahre 1463 Privilegien abzuringen wussten.

Sarajewo war erobert; Sultan Mehmed zog nordwärts, um das Land vollständig zu unterjochen. Zwei Stunden von Fojniza schlug er sein Lager auf; alle Bewohner flohen vor dem grausamen Eroberer in die Wälder und Schluchten. Nur der Franziskaner Angelus Swisdovics, ein hageres, blasses Männlein, fasste Mut, trat vor den Sultan und erklärte ihm, dass sich nach dem unabänderlichen Beschlusse Gottes Bosnien so lange nicht beruhigen werde, bis nicht der Sultan den Christen die freie Religionsübung gestatte. Pater Angelus muss durch seine Rede einen tiefen Eindruck hervorgebracht haben, denn der Sultan verlieh nicht nur den Franziskanern und Katholiken das unter dem Namen Athuama bekannte Privilegium, sondern er schenkte Angelus auch einen kostbaren, mit Sternen besäeten Mantel, der heute noch im Kloster von Fojniza aufbewahrt wird.

Die Klugheit der Franziskaner, wie ihre Macht, sind eine Folge ihrer occidentalen Bildung, welche sie in den Seminarien der Congregatio de propaganda fide in Rom und in der letzten Zeit in den kroatischen und ungarischen Seminarien, besonders in Gran und Djakowar, erhalten haben. Ihre griechisch-orientalischen Berufsgenossen wurden dagegen bloß in den Klöstern und Pfarreien des Landes zur Not im Gottesdienste unterrichtet und das Phana-

riotentum desorganisierte sie vollständig. Der Einfluss der Franziskaner in Bosnien hat also seine Begründung wie seine Berechtigung und es ist zweifellos, dass sie, wie jede christliche Geistlichkeit in uncultivierten Ländern, bei kluger und vorsichtiger Verwendung ein vortreffliches Medium der politischen und socialen Volkserziehung sein können.

Neben den Franziskanern nimmt noch eine kleine Colonie des Trappisten-Ordens in Maria-Stern bei Banjaluka eine thatsächlich cultivierende Mission in Anspruch. Nach Besiegung großer Schwierigkeiten gelang es ihnen endlich im Lande Fuß zu fassen und Maria-Stern ist eine erfreuliche Culturoase in jeder Beziehung. Die Brüder Trappisten mit dem Gelöbnis der ewigen Schweigsamkeit sind nicht nur Mönche und Seelsorger wie andere, sondern für ihren Bezirk auch mustergiltige Ackerbauer, Obstgärtner, Weinbauer, Bierbrauer, Baumeister, kurz sie haben alles angefasst, wozu der reiche und ergiebige Boden Bosniens Veranlassung giebt. Sie haben gleich den Vätern und Brüdern vom Orden des heiligen Franciscus nicht nur in ihrer geistlichen Stellung das Christentum auf ottomanischem Boden, sondern auch die Pfropfreiser europäischer Cultur, gleich streitbaren Mönchen in längst vergangenen Jahrhunderten, gegen asiatische Bedrückung verteidigt.

Eine der charakteristischesten Gestalten unter ihnen ist Pater Franz, der indessen auch unter den Franziskanern seinen geistes- und gemütsverwandten Genossen hat. Er ist ein Mann vom Schlage der Capistran und Haspinger, einer, der Gottes Wort ebenso eindringlich zu predigen,

als die Büchse im Falle der Notwehr zu handhaben weiß. Aus solchem Holze mögen die wehrhaften Mönche des Mittelalters geschnitzt gewesen sein. Rasch in der Auffassung, überzeugend in der Rede, von quecksilberner Gewandtheit in Gedanken und Geberden, macht er den Eindruck eines klugen und energischen Vorfechters der streitbaren Kirche. Obwol ein Deutscher von Geburt, kennt er wie kein zweiter Land und Leute in Bosnien und wir überlassen ihm gerne das Wort aus einer Reihe von Briefen, die uns vorliegen. Sein erster Brief ist eine Winterklage aus voröſterreichischer Zeit, die mit folgenden Worten beginnt:

„Die großen Schneeflocken fallen senkrecht vom Himmel nieder; es ist recht finster bei uns im Werbasthale. Kein Mensch weiß, wie viel es an der Zeit ist. Du magst von einem Ende des Werbasthales bis zum anderen laufen, Du magst in hundert Hütten fragen: „Wie viel Uhr ist es? Ist's Mittag? Ist Kindscha (3 Uhr nachmittag)? Wie viel ist es noch bis Akscham (Sonnenuntergang)? — und niemand kann es Dir sagen. Wenn das leuchtende Gestirn am Himmel nicht Auskunft giebt, weiß niemand, woran am Tage er ist. Denn in keinem Dorfe findest Du eine Uhr, weder eine Taschenuhr, noch eine Stubenwanduhr, nicht einmal eine Schwarzwälderuhr um zwei Gulden. Auf einmal ertönt in ihrer Mitte das Glöcklein, lieblich und silberhell, wenn es auf unserem Kirchdache spielt. Das Glöcklein verkündet die Mitternacht bei unserem Nachtofficium, das Grauen des Morgens beim Ave-Maria, die folgenden Morgenstunden bis zum Mittag bei unserem Gottesdienste und den Mittag selbst beim Ave-Maria.“

Nun geht Pater Franz daran, uns auf alle erdenkliche Art zu beweisen, dass alles und jedes, was man bei uns daheim an den Trappisten als „Strengheit“ betrachtet, in Bosnien von der Bevölkerung als Delicatesse, Bequemlichkeit und Weichlichkeit angesehen wird. Er beginnt mit der Bekleidung und erzählt uns, dass die vermöglichen Bosnjaken in der kälteren Jahreszeit weißwollene Kleider, nämlich die Männer Hosen, die Weiber Kittel und darüber ein solches Wams oder eine Jacke bis auf die Knie tragen. Aber viele gehen in leinenen Fetzen Sommer und Winter umher.

„Wie grob auch unser weißes Trappistentuch ist,“ meint Pater Franz, „so ist doch das Tuch des Bosnjaken um 10 Procent gröber. Wie oft hat mir ein Bosnjake über meinen Habit gestreichelt und gesagt: „Kako je to fino!“ (Wie fein ist das!) Den Bosnjaken gegenüber steht ein Trappist wie ein Weichling und Prasser da, der so tief ins Tuch hineinschneidet, als er will.“

„Ein Trappist hat doch seinen großen weiten Strumpf, darüber den Socken und dann einen allerdings etwas plumpen Schuh, aber der Bosnjake weiß nicht, was Strümpfe und Schuhe sind, denn dieser kennt nur „Opanken“, d. i. ein rundes Stück Schweinsleder, an dessen äußerem Rande herum viele Löcher gestochen sind, um mittelst eines durchgezogenen Riemens das einen Schuh im Durchmesser betragende Lederstück wie einen Tabakbeutel zusammenzuziehen. Natürlich ist ein so schweinslederner Schuh in acht Tagen durchgelaufen und unreparabel — aber der Bosnjake geht damit durch Dick und Dünn, durch schuhtiefen Kot wie kniehohen Schnee und ist

so immer durch und durch an den Füßen nass. Wenn ich so unsere Taglöhner betrachte, wie es ihnen bei jedem Tritte so viele kotige Brühe aus der Fußbekleidung herauspresst, als beim anderen hineinrinnt, und sie so den ganzen Tag mit nassen Füßen arbeiten und bei der Nacht sich mit diesem Anzuge zum Feuer legen, um ihn am Fuße selbst trocken werden zu lassen — dann kann ich nicht anders, als aufseufzen über dieses arme hilflose Volk."

Im Sommer sind die Bosnjaken allerdings besser daran als die Trappisten, denn sie tragen nur das Allernotwendigste, um nicht gerade nackt zu erscheinen. Die Männer tragen sehr dünne, baumwollene Hemden mit sehr weiten Ärmeln. Diese weiten Ärmel ziehen sie über dem Genicke zusammen, so dass die halben Schultern nackt sind. Die Brust ist ohnehin bei dem weit ausgeschnittenen Schlitze bis auf den Gurt hinab offen und deshalb stets sonnenverbrannt."

„Die Weibsbilder" — versichert Pater Franz — „tragen im Sommer nur ein langes, bis auf die Knöchel reichendes, hanfenes, enges Hemd, das um die Hüfte mit einer Binde zusammengehalten wird. An dieser Binde hängt vorn über den Bauch und auch rückwärts ein langer gestickter Lappen herab. Das Hemd, durch die Leibbinde unterbunden, wird von Mann und Frau als Sack benützt und alles wandert oft in den Hemdschlitz: Eier, Äpfel, Sacktuch, Käse. Mehr als einmal ist mir begegnet, dass so ein Bosnjake von weitem zu uns kam und um eine Medicin bat, für sich oder sein krankes Rind und Pferd, und wenn ich sie ihm überreichte — natürlich gratis — so griff er nach seinem Hemdschlitz

und zog eine Henne oder einige Äpfel oder dergleichen hervor zum Geschenk; denn hier besteht noch in voller Kraft die orientalische Sitte, bei Besuchen Geschenke zu machen, und beständen diese auch nur in einem Maiskolben oder ein paar Eiern."

Ebenso treffend und voll humoristischer Wendungen ist die Schilderung, welche Pater Franz von der Nahrung der Bosnjaken entwirft, und gegen welche der asketische Speiszettel der Trappisten noch immer wie eine Reihe lucullischer Genüsse sich ausnimmt. Er schreibt: „Gewissen Feinschmeckern rieselt's über den Rücken, wenn sie hören, dass die Trappisten ihre Speisen nicht mit Butter, Schmalz, oder irgend einem Fette, auch nicht einmal mit Öl anmachen, dass sie sich keiner Gewürze dabei bedienen und zu Advent und zu den vierzigtägigen Fasten ihre Speisen, wie Kraut, Rüben, Erdäpfel, Kohlrüben, Kohl, nur mit Wasser und Salz anmachen und sich des Fleisches, der Fische und Eier ganz enthalten. Aber was essen die Rajahs? Ein- oder zweimal des Tages warmes Kukurutzbrot, das ohne Sauerteig gebacken worden und klotzig-schwer, weil nur mit Wasser angemacht ist. Die Wohlhabenderen essen Krautköpfe dazu, welche sie ohne zu schneiden — sie haben ja keinen Hobel — in einem Bottich sauer gemacht haben. Die Trappisten schneiden doch zuvor die Köpfe zu Kraut und sieden wenigstens dasselbe — und so ist es, wenn auch nicht geschmalzen, so doch gesotten. Wieder andere, die sich schon gütlich thun, essen zum Maisbrot Bohnen, die sie, wie wir, im Wasser sieden. Höchst selten sieht man die Rajah Milch zum Brot essen, weil ihr Vieh keine Milch giebt und bei solcher Behandlung weder diese,

noch Butter oder Rindschmalz geben kann. Eier und Schweinefleisch müssen sie verkaufen für unumgänglich notwendige Dinge oder um die Forderungen der Grundherren zu begleichen. Das ungegohrene Kukurutzbrot ist also ihre Hauptnahrung, die auf solche Art wol einen großen Bauch, aber wenig Kraft macht. Wahrscheinlich von diesem Brote entstehen die unzähligen Spulwürmer, an denen hier fast alle Kinder leiden und dahin siechen. Dies hat mich bewogen, mich auch mit diesen Kleinen zu befassen, und darum hat's oft den Anschein: unser Kloster sei eine Kleinkinder-Bewahranstalt. Wenn mich die Hausglocke an die Pforte ruft, so finde ich sie oft belagert von solchen wurmleidenden Kindern, die man auf Pferden oder auf den Armen hieher getragen; auch mit Wiegen werde ich hie und da bedacht. Viele von diesen Kindern haben Fieber; ich gebe ihnen gegen die Würmer meistens China und so werden sie von Würmern und vom Fieber befreit. So sind im Kloster Maria-Stern schon Hunderte von Kindern curiert worden."

Die Trappisten essen aber nicht nur besser als die Bosnjaken, sie wohnen in ihren kahlen Klosterzellen gleich großen Herren, die wissen, was leben heißt. „Unsere Gegend durchzieht eine seltsame Wehmut. Überall wo der Türke herrscht, leibt und lebt, aus jedem Dorfe, aus jedem Fenster, aus jedem Gesichte schaut überall der Tod heraus. Der Türke kann nur verzehren und genießen, aber nichts schaffen und erzeugen. Ja doch, schaffen kann er: Würmer, wie ein überstandener Käse, Schaben wie ein abgelegter Strumpf, Fäulnis und Molche wie ein stockendes Wasser." Und nach dieser streitlustigen, aber that-

sächlichen Bemerkung fährt der Pionnier der europäischen Cultur in Banjaluka fort:

„Beginnen wir ein bosnisches Pächterhaus zu bauen. Außer einer Axt brauchen wir kein Instrument dazu. Wir gehen in den nächstbesten Wald, hauen eine Eiche nieder, spalten aus ihrem Stamme mehrere Pfosten heraus und richten sie mit der Axt in Länge, Breite und Dicke zurecht. Dann schleppen wir sie auf dem Rücken oder mit Ochsengespann auf die Baustelle und stellen damit vier, etwa vier Schuh hohe Wände auf, auf dem Grundrisse eines zwei Klafter langen und breiten Quadrats. Darüber legen wir eichene Schindeln und das Haus ist fertig. Zufällig und zum Glück waren auf einer Seite die Bretter der Wand zu kurz und das giebt just die Thüre. Damit man den Kopf nicht am oberen Thürstock anschlage, ist dadurch vorgesorgt, dass das tiefer herabreichende Schindeldach noch früh genug ans Kopfbücken erinnert. In den meisten Hütten giebt es keine Abtheilungswand; das Innere ist nur Ein leerer Raum. Auf der nackten, ungedielten Erde sitzt, schläft, isst, kocht und arbeitet man, ohne jeden Stuhl, Tisch oder Schemel. In der Mitte auf dem Boden brennt das Feuer Tag und Nacht, Sommer und Winter, denn es ist nicht allein nötig zum Erwärmen der Glieder, sondern auch zum Brotbacken. Ist das Kukurutzmehl mit Wasser zu einem Ballen Teig zusammengedrückt, so hebt man die Glut von der Stelle, wo die Erde warm ist, legt den Teig hin, überzieht ihn mit der heißen Glutasche und läßt ihn so backen."

„Die Construction der Hauswände ist derart, dass durch die Fugen derselben leicht Vögel schlüpfen können,

ich glaube damit der Rauch des Feuers leichter entweicht. Wie oben beschrieben, baut übrigens nur ein wohlhabenderer Pächter; ein Anfänger baut bei weitem nicht so splendid Dieser schlägt sich nur mehrere Zaunstecken im Kreise herum in den Boden, flicht sie mit biegsamen, dünnen eichenen Ästen ein und macht von Streu oder Kukurutzstroh ein Dach darüber. Hie und da werden wegen Warmhaltung die Baumäste der Wände noch mit Lehm verschmiert. Eine solche Wohnung hält schon bis zur zweiten Gèneration mit mehreren Reparaturen; erst die zweite Generation erschwingt sich dann zum massiven Holzbau."

Wenn schon das Trappistenkloster mit seinen Zellen gegen solche Wohnräume wie ein Palast aussieht, so erlaubt noch weniger die Liegestätte des Mönches, mit Strohsack, Strohpolster und Wolldecke, einen Vergleich mit der Schlafstelle des Bosnjaken. „Er legt sich auf den nackten Boden zum Feuer hin oder höchstens bedient er sich einer langen Schindel, auf die er sich hinstreckt wie ein umgestürzter Mehlsack — nichts als seinen Arm unter dem Kopfe. Manchmal liegt er auf dem Bauche, mit dem Kopfe auf seinen Händen. So liegt die ganze Familie um das Feuer; die Kinder am nächsten, aber auch im Winter nur mit einem Hemde angethan. Die Erwachsenen schlafen in ihren Kleidern, auch oft mit dem nassen Schuhwerk, oder es wird dieses bis zum Morgen über dem Feuer getrocknet. Die Kinder bis zum 15. Jahre sind immer bloßfüßig, im Sommer wie im Winter, und je jünger das Kind, desto weniger Kleider bekommt es. Der Säugling ist ganz nackt, und erst das Kind, das gehen

kann, erhält ein Hemdlein, und in dem Maße, als das Schamgefühl der Heranwachsenden zunimmt, verlängert sich das Hemd."

Wie im Leben, so hat's auch im Tode der Trappist viel besser als der Bosnjake, der ohne Wegzehrung, ohne Trost ins Jenseits wandert. „Seine Nachbarn," erzählt Pater Franz, „graben ein Grab auf dem Gottesacker, deren es mehrere auf jedem Dorf giebt; dann holen sie unter dem Geheul der Weiber, das den Todtenansager überflüssig macht, die Leiche, legen sie mit dem unbehauenen Sarg in die Grube, ohne Sang und Klang, sine cruce et luce. Dass ein Priester auf das Land hinausgeht, ein Pfarrkind zu beerdigen, ist eben nicht Brauch. . . . . Heute nachmittags läutet man rasch an der Pforte unseres Klosters. Ich gucke durchs Fenster und sehe zwei bosnjakische Bauern, wovon der eine ein neues Kistchen auf seiner Achsel trägt. Ich rufe hinab: „Was willst Du?" Er ruft herauf: „Gieb mir eine Haue und eine Schaufel, damit ich dieses Kind begraben kann." — „Was für ein Kind?" — „Mein Kind," war die Antwort. — „Du willst Dein Kind eingraben? — „Ja". — „Wo hast Du dieses Kind?" — „Hier in der Kiste. Gestern ist's mir gestorben. Jetzt trage ich es auf den Kirchhof hinauf." — Es ist etwa zehn Minuten von uns, im Walde drinnen, ein alter Gottesacker und dorthin trägt er das Kind, um es ohne irgend anderer Beisein zu begraben. Er kam mit dem Kinde aus einem anderen Dorfe; dem Armen fehlen, obwol er ein vermöglicher Kmet (Pächter) ist, Haue und Schaufel. Ich gebe ihm sie und er ist froh ob dieser Wohlthat."

Zum Schlusse geben wir noch eine Schilderung der Fronleichnams-Procession, welche die Trappisten im Jahre 1871 in Banjaluka abgehalten haben. „Wahrscheinlich war dies die erste Fronleichnams-Procession seit der Christenverfolgung in Bosnien. Wir halten sonst unsere Processionen nicht im Freien, sondern im Innern des Klosters, das ist in den Kreuzgängen. Da diese aber nur auf einer Seite fertig sind, so ging's diesmal hinaus in Gottes freie Natur. Frühmorgens bei Sonnenaufgang schon sammelten unsere Nachbarn und Gläubigen Feldblumen auf Wiesen und Äckern und brachten sie als ihr freudiges Morgenopfer — neugierig, was daraus werden soll; denn so etwas, sagten sie, haben sie noch nie gesehen. Unsere Taglöhner und Handwerksleute kletterten auf Eichen und Buchen, um Körbe voll Laub zum Bestreuen des Weges abzustreifen. Nachdem so der Weg in aller Frühe bestreut war, ging's zum Aufzuge. Voran unser starker Bruder Schmied mit dem Kreuze, um dieses allen ersichtlich zu machen, seien es Freunde oder Feinde des Kreuzes; dann folgten unsere Handwerker und Knechte mit brennenden Kerzen und im europäischen Anzuge. Nun kamen unsere Brüder und Patres mit Kerzen und Rauchfässern unmittelbar vor dem Sanctissimum, über welches zwei Tiroler Maurer in ihren grauen Röcken einen Himmel hielten. Nach dem Sanctissimum folgten die beschuhten und barfüßigen Bosnjaken, in großer Andacht und sichtlicher Freude ihr „Otsche nasch" (Vater unser) betend. In unser „Sanctus, Sanctus, Sanctus" und „Gloria Patri" aus allen Bruderkehlen ließen aus dem nahen Waldsaume die Nachtigallen in langen, langen

Scalen ihren majestätischen Choral ertönen und hoch über unseren entblößten Köpfen, über dem Himmel des Sanctissimi, über dem Klostergiebel und über den in der Sonne sich spiegelnden Wasserfluten des Werbas trillerten Lerchen ihre lustige Morgenhymne — und mit Recht, denn sie hatten ja noch nie hier in Bosnien den Herrn der Heerscharen als Menschensohn so einherschreiten gesehen. Diesem fehlte nur noch harmonisches Glockengeläute; doch daran sind weder wir, noch die Türken schuld, nicht weil wir etwa zu träge wären, sie zu läuten, oder die Türken untolerant, sie nicht zu dulden, sondern es fehlt hiezu an Metall."

So nehmen wir denn Abschied von den Katholiken in Bosnien und dem freundlichen Trappisten von Maria-Stern, der gleich einer Gestalt aus für uns Europäer längst entschwundenen Tagen in unsere Zeit hineinragt, um den Übergang zu bilden aus dem jahrhundertelangen schweren Schlummer, in welchen Bosnien durch die Herrschaft des Halbmondes versunken war, zu der Zeit, da lustiges Glockengeläute es wieder erweckt hat zu einer dauernden und verheißungsvollen Zukunft unter den schützenden Schwingen des kaiserlichen Doppelaars . . .

So wie Pater Franz vermag der gewöhnliche Bosnjake allerdings nicht zu schildern. Dieser hat seine ganze Intelligenz in den Volksliedern, Fabeln und Sprichwörtern niedergelegt, die von Mund zu Mund gehen, von Zeit zu Zeit bereichert werden und theilweise auch wieder verloren gehen. Eine eigenartige Bethätigung des Volksgeistes in Bosnien und der Herzegowina nach dieser Richtung finden wir in den „Pitalize", welche die Mitte halten zwischen Sprich-

wort und Anekdote und in der Form von Frage und Antwort abgefaſst sind, welche von irgend einer der volkstümlichen Figuren des Landes ausgehen. Die Rajah und der Beg, der Kadi (Richter) und der Angeklagte, der Mönch und sein Pfarrkind, auch Mann und Weib werden in humoristischer Wechselrede aufgeführt, und schildern so die Sitten und Gebräuche des Volkes, wie dessen Leiden und Wünsche. Es ist selbstverständlich, daſs die Klagen über die Bedrückungen der Begs und Kadis die hervorragendste Stelle in diesen launigen Wechselreden einnehmen; dann finden sich nicht minder zahlreiche spöttische Bemerkungen über die Töchter Evas und es zeigt sich, daſs die Schwiegermütter in Bosnien und der Herzegowina ebensowenig beliebt sind, als anderswo in der Welt. Dem indolenten, habgierigen Popen hat das Volk ebenfalls eine Reihe von Anekdoten gewidmet, und wenn es gilt, dem Türken eine saftige Antwort zu geben, so ist gewiſs der Nationalheld Kraljevics Marko der mutige Sprecher.

Beginnen wir mit den urwüchsigen Aphorismen, welche gegen die unerträgliche Herrschaft der türkischen Grundherren gerichtet sind. Der Sohn fragt den Vater: „Haben wir etwas, was nicht dem Aga gehört?“ „Ja, zwei Sachen, unsere Seele und unsere Schweine,“ lautete die Antwort. . . . „Wie stehst Du mit dem Aga? — „Gott behüte mich vor dem, was ich noch zu ertragen vermag“. . . . „Wie viel beträgt deine Last?“ fragte ein Esel den anderen. — „Ich messe sie nie; ich weiß nur, wann ich überladen bin,“ lautete die Antwort. . . . „Kann denn nach Euerem Koran ein Christ in Eueren Himmel kommen?“ fragte ein Rajah. — „Ja, wenn der Christ

40 Jahre dem Türken gedient hat und dieser ihn dann getödtet hat," versetzte der Aga. . . . „Warum duldet Ihr die Bedrückung der Türken?" fragte ein Montenegriner. — „Gott ist hoch, der Kaiser weit und wir haben es schon gewöhnt," antwortete der Rajah. . . . „Arbeitet Ihr denn etwas?" fragte man einen Türken. — „Wir haben keine Zeit dazu. Wir beten fünfmal des Tages und in der Zwischenzeit kommen wir vor Tabak und Kaffee nicht zur Arbeit". . . . „Wie viel bist Du dem Aga schuldig?" — „So viel er will." — „Und wann musst Du ihm zahlen?" — „Wann und so oft es ihm einfällt". . . . „Wenn ist der Aga am schlimmsten?" — „Wenn er verarmt." — „Und wann ist er Dir am liebsten?" — „Wenn er hin wird". . . . „Wer zieht Euch Rajah die Zähne?" — „Der Barbier die schlechten, der Aga die guten". . . . „Du hast es gut, Mönch," sagt der Beg, „Du hast weder Sorge für die Weiber, noch für die Kinder." — „Tauschen wir einmal," versetzte der Kaludjer. — „Ich will mir's noch überlegen," erwiderte rasch der Beg. . . . „Möchtest Du ein Türke werden?" fragte der Beg den Marko. — „Nicht um schweres Geld; nur wenn Du ein Christ würdest." — „Warum?" — „Damit Du erfährst, wie's der Rajah unter Euerer Herrschaft zu Mute ist". . . . „Aga, Du hast vergessen, mir die Kuh zu zahlen," sagte der Rajah. — „Ich höre heute schlecht," antwortete der Aga. — „Und wann soll ich Dir das Schmalz bringen," fragte der Rajah mit leiser Stimme. — „Was, Du hast es mir noch nicht gebracht", versetzte rasch der Aga. . . . „Weißt Du, dass es mir leicht fällt, ein Christ zu werden?" meinte der Beg zu

einem Fremden. — „Wie so?“ — „Das Kreuz nehme ich auf mich, das Spanferkel vor mich und dann bin ich ein Christ — und noch immer der Beg“. . . . „Was wirst Du thun,“ fragte man den Türken, „wenn der Tjesar (Kaiser) aus Wien über Euch kommt?“ — „Das Kreuz wird nicht schwerer sein als der Halbmond“. . . . „Was sieht man am seltensten bei uns?“ — „Einen armen Türken und eine magere Sau“. . . . „Wer ist Dir lieber, der böse oder der gute Aga?“ — „Der böse nimmt mir eine, der gute beide Kühe“. . . . „Was wünschest Du dem Beg,“ fragte man weiter den Rajah. — „Gott gebe ihm Alles, aber wie ich es meine“. . . . „Warum will der Beg dem Rajah nicht gnädig sein?“ — „Der Betrunkene versteht den Nüchternen nicht, der Satte den Hungrigen nicht“. . . .

Die Anekdoten, welche dem ehrwürdigen Richterstande, den Kadis, gewidmet sind, beziehen sich insgesammt auf die Bestechlichkeit und Habgier derselben. . . . „Soll ich den Giaur hereinlassen?“ fragte der Thürhüter den Kadi. — „Wenn er etwas in den Händen trägt, so soll er warten; ist er beladen, dann öffne ihm beide Thürflügel“. . . . „Wie geht man zum Kadi?“ — „Zu ihm mit vollen, von ihm mit leeren Säcken“. . . . „Werden wir ein gutes Jahr haben?“ fragte man den Kadi. — „Viele vielleicht nicht, ich aber jedenfalls“. . . . „Ich wollte Dir ein Lamm bringen,“ sagte der Rajah zum Kadi, „ich wusste aber nicht, ob ich Dir ein weißes oder ein schwarzes bringen soll.“ — „Die Lämmer schätzt man nicht nach der Wolle, sondern nach den Nieren,“ versetzte der Kadi, der in der Regel nur fette Lämmer liebt. . . .

Der Türke fragte den Kadi: „Was dürfen wir oft wechseln?“ — „Das Weib, wann Du willst, den Fes und die Pantoffeln, wann Du kannst,“ erwiderte der gesetzkundige Mann“. . . . „Was ist das für ein Zusammenlauf und Lärm im Bazar?“ — „Unser Kadi will ein gerechter Mann werden und die Türken erlauben es ihm nicht“. . . . „Wann fällt Dir der Richterspruch am schwersten?“ fragte man den Kadi. — „Wenn ich einen armen Türken und einen klugen Rajah vor mir habe“. . . . „Ist es streng verboten, ein gestohlenes Lamm zu essen?“ fragte der Rajah. — „Das versteht sich von selbst,“ antwortete der Kadi. — „Ich habe aber heute früh eines gestohlen und bringe es Dir“. — „Gut, gut,“ versetzte der Kadi, „zwischen einem gestohlenen und einem geschenkten Lamme ist ein großer Unterschied“. . . . „Wer ist Dir, Rajah, lieber, der Aga oder der Kadi?“ — „Der Stock hat zwei Enden“. . . . „Wie viel soll ich dem Kadi für seinen Richterspruch geben?“ „Der Wolf frisst auch die ungezählten Lämmer“. . . . Als der Kadi einen reichen Dieb verurtheilen sollte, sagte er: „Er hat nicht gestohlen, er hat nur genommen, ohne dass jemand dabei war.“

Aber auch die christliche Geistlichkeit scheint es mit der christlichen Nächstenliebe und Freigebigkeit nicht viel anders zu nehmen, wie nachfolgende Wechselreden beweisen. „Sag' mir, Pope, hast Du jemals was hergeschenkt?“ — „Mit der rechten Hand segne ich, mit der linken Hand nehme ich und eine dritte habe ich nicht,“ antwortete der Mann vom Worte Gottes. . . . „Rajah, wen erwartest Du lieber in Deinem Hause, den Kaludjer oder den Aga? — „Gott bewahre mich sie im Hause zu erwarten,

nicht einmal vor demselben".... „Wie oft kannst Du, Pope, heiraten?" „Wenn Sie Geld hat einmal, sonst gar keinmal".... „Hast Du an jedem Mittwoch und Freitag gefastet?" fragte der Pope. — „Ja, aber auch am Samstag und Sonntag habe ich mehr gefastet als gegessen," antwortete der arme Rajah.... „Pope, ist heute jemand von Deinen Kranken gestorben?" — „Zu meinem Unglück befinden sich alle auf dem Wege der Besserung".... „Wie lebst Du?" fragte ein Pope den anderen. — „Schlecht, denn es heiratet niemand." — „Und ich noch schlechter, denn es stirbt niemand".... „Trinkt Euer Pope Wein? — „Mehr als ihm der Bischof segnen kann".... „Pope, Pope, gieb mir die Hand," rief der Rajah dem ertrinkenden Popen zu. Der Pope ertrank und der Rajah sagte: „Er hat zeitlebens niemandem etwas gegeben; ich hätte ihm zurufen sollen: „Pope, da hast Du die Hand".... „Ein Mönch der nicht zu betteln und ein Esel der nicht zu tragen versteht, sind gleich viel wert."

Über die Stellung und Achtung, welche das Weib in Bosnien und der Herzegowina genießt, mögen folgende Aphorismen Aufschluss geben: „Warum singst Du den ganzen Tag?" — „Mein Weib ist mir gestern gestorben"... „Seit wann bist Du verheiratet?" — „Seit einem Jahre." — „Wann hast Du das letzte Mal gesungen?" — „Vor einem Jahre"... „Wie lebst Du mit Deiner Schwägerin?" fragte die Mutter ihre jüngste verheiratete Tochter. — „Sehr gut; Gott erhalte sie vom Sonntag auf Montag"... „Hast Du gezählt, wie oft Du Dein Weib geprügelt hast?" — „Ich zähle die Küsse nicht, wie sollte ich erst die Schläge zählen"... „Habt Ihr einen

Telegraphen?" fragte der Dalmatiner. — „Nein, wozu wären denn die Weiber," antwortete der Rajah ... „Willst Du, dass ich ob Deiner Schlechtigkeit ins Wasser springe?" fragte ein ärgerlicher Herzegowiner vorwurfsvoll sein Weib. — „Im Meere ist's sehr weich, im kühlen Bache sehr angenehm; suche Dir, mein Schatz, aus, was Dir besser behagt," antwortete das besorgte Weib ... „Hat Dein Weib auch eine so lange Zunge wie das meinige?" — „Gott behüte, dass sie so lang ist, wie man sie weit hört" ... „Wann sollen die Kinder heiraten?" — „Verheirate den Sohn, wann Du willst, die Tochter wann Du kannst, denn ein Weib ist leichter als eine zerrissene Kappe zu kriegen."

Charakteristisch für die Lebensanschauung, die Sitten und Gebräuche des Volkes sind folgende Anekdoten: „Worauf muss ich am meisten achten?" fragte der Sohn, als er auf Reisen ging. — „Auf die Furcht vor Gott und auf die Ehre vor den Menschen" ... „Kraljevics Marko, was kostet der Wein im Bazar?" — „Ich frage nicht, was er kostet, sondern ob es überhaupt einen giebt" ... „Kraljevics Marko, bist Du Jemandem was schuldig?" — „Ja, dreien: Gott die Seele, der Erde den Leib und dem Wirte den Wein" ... „Marko, gehst Du häufig in die Kirche?" — „Ich gehe nur dorthin, wo man trinkt, aber nichts zahlt ..." Man fragte den Montenegriner vor dem Nachtmahl: „Warum betest Du nicht?" — „Wenn Gott was hat und giebt, danke ich ihm; wenn er nichts mehr giebt, bete ich erst" ... „Rajah, wie oft bist Du im Monate betrunken?" — „Nur einmal." — „Wieso?" — „Vom Morgen bis zum Abend, vom ersten bis zum

letzten auf einmal und in einem Zuge" ... „Wovon lebst Du, Zigeuner, das ganze Jahr?" — „Von Georgi bis Dimitri von Betrug und Hufbeschlag, von Dimitri bis Georgi vom Betteln und Lügen, so hab' ich's am billigsten gefunden" ... „Wie hast Du, Montenegriner, Deine Kindheit zugebracht?" — „Vom 4. bis zum 6. Jahre hütete ich die Hühner, bis zum 9. die Lämmer und Ziegen, bis zum 12. die Hammel und Böcke und nach dem 12. legten sie mir Hosen an und mit dem Gewehr im Arm zog ich ins Gebirge" ... „Was fiel Dir zeitlebens am schwersten zu beruhigen?" — „Die Mutter und das Weib" ... „Seit wann waret Ihr zwei Brüder nicht in Streit gelegen?" — „Die Türken haben uns alles weggenommen und da hatten wir keinen Grund mehr zum Streite" ... Als der Sohn auf Reisen ging, gab ihm der Vater folgende Ratschläge auf den Weg: „Halte Dich an die neue Straße und an einen alten Freund; dem Stärkeren komme mit der Kappe, dem Schwächeren mit der Faust entgegen; wenn der Fuchs predigt, gieb auf die Gänse acht" ... „Wer ist am meisten zu bedauern?" — „Eine katholische Glocke, ein Arnautenweib und ein Esel in der Stadt" ... Man fragte den Kraljevics Marko, wie er ein Held geworden. „Ich habe es so gemacht wie die Buben und die Hunde. Wenn der beste Hund davonläuft, folgen ihm die anderen nach; wenn der schlechteste sich zur Wehre setzt, hat der beste Mühe, ihm beizukommen. So machen's auch die Buben und von denen hab' ich's gelernt". ...

Das Bild, welches wir bis jetzt von der Bevölkerung in Bosnien und der Herzegowina entworfen haben, wäre unvollständig, wenn wir nicht zum Schluss noch eines Ele-

mentes gedenken würden, das in jeder Beziehung eine ebenso bemerkenswerte als interessante Rolle unter den Südslaven jenseits der Save und Una spielt. Es sind dies die Spanjolen oder spanischen Juden, welche nach Bosnien, wie nach den anderen Gebieten der Balkanhalbinsel, zur Schreckenszeit der spanischen Inquisition Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts aus Spanien eingewandert sind. Social nehmen sie eine Mittelstellung zwischen den Mohamedanern und der christlichen Rajah ein und zweifellos ist ihre Stellung eine weit günstigere als die der Juden in Polen, Rußland und Rumänien. Die Juden wurden von den Osmanen zu jeder Zeit weit weniger als die christliche Urbevölkerung bedrückt und gepeinigt, denn die Spanjolen haben es nicht nur verstanden, sich in jeder Beziehung den Osmanen zu nähern, sie haben auch als Kaufleute und Capitalisten eine naturgemäße Rolle bei den habgierigen Osmanen gespielt. Ganz besonders in Bosnien hat sich ihre Lage seit dem letzten Aufstande der Begs, den Omer Pascha 1852 niederkämpfte, wesentlich gebessert. Die Spanjolen halfen in jenen Kriegsjahren der türkischen Regierung mit ihrem Gelde, und zum Feuer und zum Schwerte Omer Paschas gesellten sich als dritter Factor zur Unterdrückung des Aufstandes die Dukaten der Juden. So weit sich die bosnischen Juden von den spanischen Traditionen losgesagt haben, nahmen sie die türkischen Gebräuche an. Die Kleidung der Spanjolen ist die türkische. Die Männer tragen den Kaftan, den Fes und den Turban; die Frauen die engen Ueberwürfe, die Schleier und die Hallan, die Spangen und die Gürtel, und zwar mit derselben reiz-

vollen Nachlässigkeit, welche eine Kunst der orientalischen Mode ist und die farbenprangenden Gewänder ganz lose ineinander hängend erscheinen lassen, während sie doch sehr fest zusammengefügt sind. Die Roben der spanischen Jüdinnen sind aus weichem Sammt und schwerer Seide, wie die der vornehmen Türkinnen, und zeigen in Blumen und Arabesken jene eigenartige Goldstickerei, die eine Specialität des Orients ist. Und dazu tragen sie ein spanisches Käppchen, das sie sehr gut kleidet und das mit türkischer Goldstickerei geziert und bei reicheren Frauen mit Juwelen besetzt ist. Nur bei Festgelagen tragen die Tänzer die spanische Kleidung so echt und unverfälscht, als wäre sie nach den Modejournalen vom Ebro und Guadalquivir verfertigt worden. In manchen Fällen ist die Kleidung halb spanisch und halb türkisch, und dann nicht allein reizvoll, sondern auch interessant.

Die Spanjolen singen ihre Lieder zwar auch zur Gusla, dem bosnisch-nationalen Instrumente, aber ihr Lieblingsinstrument bleiben doch die „Pandara“, das „Tamburetto“ der Spanier und die kleine Trommel mit Schellen. Was sie singen, sind zumeist spanische Lieder, und die meisten behandeln die Vertreibung der Mauren und der Juden aus Spanien. Es giebt auch spanische Liebesliedchen in den Gesängen der Spanjolen, Liebesliedchen, die zu dem Zartesten und Anmutigsten gehören, was es an spanischen Romanzen und Redondillas giebt. Diese Liedchen gehörten ohne Zweifel zum Reisegepäck der spanischen Auswanderer im 16. Jahrhundert.

Die jüdischen Damen in Bosnien halten neben anderen uralten Gebräuchen auch die spanischen National-

tänze in Ehren, da die Frauen überall die Pflegerinnen der alten Sitten und auf dem choreutischen Gebiete tonangebend sind. Der türkische Einfluss hat sich nur darin geltend gemacht, dass die Burschen und Mädchen abgesondert tanzen. Ebenso unmöglich ist es, in ihre verschlossenen Frauengemächer zu dringen, denn in der Abgeschiedenheit der Männer von den Frauen waren die türkischen Sitten bei den Spanjolen entscheidend. Sie bewohnen überhaupt nur Häuser von türkischer Bauart und Einrichtung. Die Frauengemächer liegen daher abseits und werden von ihren Bewohnerinnen selten verlassen. Selbst bei Festgelagen wird dieses Princip auf das strengste durchgeführt, obwol es beispielsweise in jüngster Zeit vorgekommen ist, dass jüdische Soldaten in Sarajewo, zu Spanjolen geladen, beim Mittagstische auch die Frau und die Tochter der Gastgeber fanden, ohne dass der Schleier oder die Musellinbinde die Züge der Schönen verhüllt hätte. Den Schleier ziehen sie aber nie zurück, wenn sie auf der Straße gehen. Sie heiraten früh wie die Türkinnen und sind früh entwickelt wie diese.

Dass auch mit den Spanjolen durch die österreichische Herrschaft nach und nach wie mit der slavischen Bevölkerung Bosniens eine Veränderung im Sinne einer europäischen Entwicklung vor sich gehen werde, ist selbstverständlich. Auch sie sind nur ein Glied in der Reihe der national und confessionell verschiedenartig gefügten Elemente der stolzen, goldenen Bosna, die jetzt einer neuen Zukunft entgegen geht. Hoffen wir, dass in vier Jahrzehnten alles das in der europäischen Cultur nachgeholt

sein wird, was der osmanische Eroberer vier Jahrhunderte lang durch die Gewalt des Schwertes unterdrückt oder zerstört hat. Das Volk in Bosnien und der Herzegowina ist gutmütig und begabt, seine Vorzüge überwiegen bei weitem dessen Mängel; es bedarf nur einer milden und gerechten, einer klugen und fortschrittlich gesinnten Verwaltung, damit die Bosnjaken ihre östlichen und südlichen Nachbarstämme in kurzer Zeit an Wohlstand und Cultur übertreffen.

---

3. Durch Montenegro.

„Wojwode Pero, sind wir reisefertig?“ rief ich meinem Reisegefährten zu, der mich von Cattaro aus durch ganz Montenegro begleiten sollte.

„Ja, ja,“ rief er aus dem anstoßenden Zimmer, „die Maulthiere strampfen schon vor Ungeduld das heiße Pflaster von Cattaro, und wir müssen trachten, noch in Njegusch zum zweiten Frühstück zurechtzukommen.“

In einer Viertelstunde saß alles in den Sätteln und während noch alle Fensterläden in Cattaro geschlossen waren, ritten wir zum östlichen Stadtthor hinaus und auf sechsundsechzig Serpentinen die steile 700 Meter hohe Wand hinan, deren Kante die Grenze zwischen Österreich und Montenegro bildet. Bald lagen die roten Dächer der Kirchtürme von Cattaro tief unter uns; in der glatten, von Booten belebten See spiegelten sich die kahlen Kalkfelsen und Abstürze und über uns dehnte sich ein unbewölkter Himmel, der einen heißen Sommertag versprach. Wir befanden uns ja fast in gleicher geographischer Breite mit der heiligen Siebenhügelstadt.

Unsere Gepäckpferde gingen voran, ich und Wojwode Pero langsam hintendrein. „Wo habt Ihr Euer Gepäck, Gospodin Pero?“ frage ich ganz erstaunt, da ich außer meinen Gepäckspferden keine anderen bemerke. „Das kommt bald nach; das trägt die kleine Stane nach Cetinje und sie wird früher dort sein als wir mit unseren Pferden.“ Wie es sich später herausstellte, hatte der Wojwode Recht. Die Stane ist ein in Cetinje und in den Bocche di Cattaro weit und breit bekanntes, ebenso kleines als häſsliches Weib, das in guten sechs Stunden die ausgiebigste Last von Cattaro nach Cetinje auf dem Rücken trägt. Stane ist zugleich die erste Repräsentantin des schwachen Geschlechtes aus den schwarzen Bergen, welche dem Fremden begegnet. Wollte man lieber ein Maulthier nehmen, um die Stane oder ihre weibliche Würde zu schonen, kein Mensch würde das begreifen; jedermann in Cattaro würde dem Fremden sagen: „Die Stane macht's weit billiger und verläſslicher als irgend ein Maulthier.“

Der Weg bis an die montenegrinische Grenze beträgt eine Stunde und macht man ihn an einem Markttage, so ist die Straße von montenegrinischen Landleuten gefüllt, die des Morgens nach Cattaro hinabsteigen, um Gemüse zu verkaufen und des Abends mit den Artikeln heimkehren, die sie für Haus und Familie brauchen. Der Montenegriner sitzt dann zu Pferde und raucht seine Pfeife, sein Weib geht behenden Schrittes neben ihm daher. Ist aber das Weib daheim geblieben und fragt man nach ihm, so antwortet der Montenegriner wie beschämt: „Entschuldige, Gospodaru, es geht ihr gut.“

Hat man die Grenze am Felsengrat des Krstaz erreicht, so hört auch die prächtige, breite Straße auf und wird auf montenegrinischem Boden zum elenden Gebirgspfade, neben dem auch die Telegraphenstangen eine krumme und windschiefe Gestalt angenommen haben. Die Natur ist noch dürftiger geworden, nur ab und zu gewahrt man in den Karstlöchern einen bebauten Ackerstreifen; sonst ist alles grau und kahl, ein Kalkstein neben dem anderen; weit und breit keine Hütte.

„Nicht wahr, es sieht recht seltsam und armselig in unserem Lande aus," sagte Wojwode Pero. „Und doch hängt unser Zrnogoraz (Montenegriner) mit derselben Treue und Liebe an diesem steinreichen Lande, wie der Österreicher an den gesegneten Gefilden seiner Heimat."

„Wie seid Ihr aber in diese gottvergessenen Felsennester gerathen? Wussten Euere heldenmütigen Ahnen keinen besseren Platz für Euere Hütten und Herden ausfindig zu machen?"

„Das war nicht immer so; unsere Vorfahren wohnten vor Jahrhunderten weit unten im Amselfeld und an der Zeta in der Ebene von Scutari. Hier zwischen den Bergen wohnten damals nur unsere Hirten und Sennerinnen zur Sommerszeit und erst als nach der blutigen Schlacht auf dem Amselfelde am 27. Juni 1389 das serbische Reich zu Grunde gegangen war und in den folgenden fünfzig Jahren die Osmanen Bosnien und Albanien nach und nach gänzlich eroberten, flohen unsere Ahnen in die Berge und erhielten sich, allerdings in Armut, aber mit Stolz ihre Freiheit und Selbständigkeit. Unsere Fürsten und Wladiken kämpften jahrhundertelang gegen die

anstürmenden Osmanen, aber niemals waren sie im Stande, unser Bergland zu unterjochen. Die Zrnagora war immer ein freies und heldenmütiges Land."

Wojwode Pero (Peter), dem nur der Volksmund den Titel „Wojwode" (Anführer) beigelegt hat, ist der Typus eines Montenegriners. Auf einer mehr als mittelgroßen Gestalt sitzt ein rundlicher, breiter Kopf mit derbknochiger Physiognomie und vorgeneigter Stirne. Der Typus ist ein zweifellos slavischer, doch sieht der Kenner, dass so mancher arnautische Zug in das imponierende Bild des Mannes hineinspielt. Und das ist kein Zufall, denn einer solchen Mischung der südslavischen und albanesischen Rasse begegnet man in den schwarzen Bergen oft genug. Neben rein südslavischen Physiognomien, die ganz gut in unsere ehemalige Militärgrenze oder in die Batschka passen könnten, tauchen wie unvermittelt auch Gestalten voll Trotz und Wildheit — ganze Arnauten auf, wie sie nur in den Hochgebirgsthälern zwischen Scutari und Janina zu finden sind. Die Wildheit und Schlauheit des Montenegriners, wie sein bärenhafter Heldenmut sind nicht nur die Folge der kärglichen Natur und bluttriefenden Geschichte seines Vaterlandes, es spielt hier ohne Zweifel auch die Blutmischung der arnautischen Rasse ausschlaggebend mit. So verbindet Wojwode Pero die rasch auffassende Intelligenz und Klugheit des Südslaven mit dem ernsten Stolz und der blinden Rücksichtslosigkeit des Arnauten. Er hat von seinen Feinden ebenso viele überlistet, als mit dem Handschar getödtet; er konnte ebenso klug als eigensinnig, ebenso großmütig als rachsüchtig sein. Er hat nicht viel in seinem Leben gelernt; das Lesen und Schreiben gehörten

nie zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, aber um so staunenswerter ist die Klarheit seines gesunden Menschenverstandes oder die Stärke seines Gedächtnisses, wenn es gilt, alte Volkslieder oder die Geschichte seines Vaterlandes wiederzugeben ....

Im anregenden Wechselgespräch kamen wir auf die Beherrscher Montenegros: auf Georg Balscha, den Schupan aus dem 14. Jahrhundert, welcher durch das verspätete Eintreffen seiner Hilfstruppen am meisten zum Verlust der unglücklichen Schlacht auf dem Amselfelde beigetragen; dann auf den Wojwoden Iwan Zrnojevics mit seinem weisen Hofnarren Wuk Dojtschevics im 15. Jahrhunderte; auf die Wladiken (Bischöfe), welche vom Jahre 1516 bis zum Jahre 1852 das Land regierten. Wojwode Pero erzählte dann von Schtjepan Mali, der auf seinen Abenteurerzügen 1767 nach Montenegro kam, sich für den ermordeten russischen Zar Peter III. ausgab und zum Wladika gewählt wurde; weiter von dem „großen Wladika“ Peter I. (1782—1830), der nicht nur ein Held, sondern auch Gesetzgeber Montenegros und der hervorragendste lyrische Dichter der Südslaven gewesen. Dann erzählte er von Danilo, dem ersten „Fürsten und Herrn des freien Montenegro und der Brda“, der die Bischofswürde ablegte und im Jahre 1860 in Cattaro von der Hand eines Meuchelmörders fiel. Ihm folgte der heute noch regierende Fürst Nikola, der am 7. Oktober 1841 in Njegusch geboren wurde.

Njegusch ist einer der größten Orte Montenegros mit 4000 Einwohnern, den wir nach etwa drei Stunden erreichten. An der Straße selbst liegt nur ein Han

(Einkehrhaus), in dem Frau Mare jedem Reisenden eine Schale schwarzen Kaffee kredenzt. Frau Mare ist aber auch aus einem anderen Grunde eine weit und breit bekannte Persönlichkeit. Die stattliche Frau mit dem schwarzen Haar hat nicht weniger als zweiundzwanzig Söhne geboren — von denen heute kein einziger mehr lebt. Zwei starben eines natürlichen Todes; die übrigen büßten ihr Leben in den verschiedenen Kämpfen gegen die Türken ein.

Nach halbstündiger Rast setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir kamen zuerst an ein einstöckiges Gebäude, das Schulhaus, dann an die Sommerresidenz des Fürsten, die an ihren grünen Fensterläden kenntlich ist. Weiter rechts zeigte mir Wojwode Pero das fürstliche Stammhaus, wo der jetzt lebende Fürst geboren wurde — und hinter Njegusch den höchsten, einem Sattel ähnlichen Berg Lowtschen mit seinen hochgelegenen Quellen und kleinen Teichen, an denen Iwan, Tschernojevics, der Barbarossa Montenegros, seine Pferde getränkt haben soll und der heute noch in der Höhle unterhalb Iwanowgrad schläft, um dereinst zu der Stunde zu erwachen, wann die Türken aus Europa verjagt werden sollen.

Nachdem wir den Pass Kriwaschko-Schrjelo passiert und einen Blick zur Rechten nach dem Scutari-See geworfen, ging der Weg ziemlich steil hinab zur schmalen Ebene von Cetinje, welche zu den cultiviertesten Strecken des Landes gehört und auf der die drei Orte Stajze, Dolnji Kraj und Cetinje, die Residenzstadt des Landes, liegen.

Cetinje ist eigentlich ein unansehnliches Dorf mit einer Hauptstraße und zwei Seitengassen. Nur etwas mehr

als tausend Einwohner leben in hundertfünfzig grauen Steinhütten, die erst seit etwa fünfzig Jahren auf der schmalen, von nackten Kalkfelsen umrahmten Ebene erbaut worden sind. Der Fremde, welcher nicht durch Höflichkeitsrücksichten gebunden ist, bei einem der angesehenen Montenegriner abzusteigen, wird gut thun, in dem am östlichen Ende der Hauptstraße gelegenen Hotel abzusteigen, welches gewöhnlich ein speculativer Bocchese in Pacht hält. Bisher ist freilich jeder Pächter, trotz einer jährlichen Subvention von Seite des Fürsten, an diesem Hotel zugrunde gegangen, denn die Bewohner von Cetinje ziehen es vor, ihren Kaffee beim Nachbar zu trinken und ihren Schafkäse daheim zu essen. Jeder Fremde ist also von vorneherein zur Benützung des Hotels verurtheilt, trotzdem er auch dort nicht auf jeden Fall regensicher untergebracht ist und von niemandem für die eintretenden Verdauungsstörungen und qualvoll verkürzten Nächte entschädigt wird. Wer freilich einmal den Breitegrad von Triest südwärts überschreitet, muss auf derlei Unzukömmlichkeiten gefasst sein, zumal man ja nicht in der Absicht: gut zu essen, über den Durst zu trinken oder gar unbelästigt in Betten zu schlafen, eine Reise nach Cetinje zu unternehmen pflegt.

Im Hotel angekommen, begab sich Wojwode Pero auf mein Ersuchen zu Stanko Radonics, dem ersten Adjutanten des Fürsten, um ihm meine Ankunft anzuzeigen. Radonics kam bald darauf mir mitzutheilen, dass Seine Hoheit, der Fürst, mich nachmittags 3 Uhr in Audeinz empfangen werde. Die Zeit bis dahin verging mit ungezwungenem Geplauder bei Hammelbraten, Schafkäse und Kaffee. Der bitter-saure Rotwein machte auch

diejenigen Zrnogorzen gesprächig, welche in stummer Neugierde neben mir und Radonics Platz genommen hatten.

Wenige Minuten vor drei Uhr kam ein Perjanik der fürstlichen Garde und meldete, dass uns der Fürst im Audienzsaale des neuen Konak erwarte. Diese neue Hofburg ist eine Schöpfung Danilos und so ziemlich das einzige größere und europäisch aussehende Gebäude in Cetinje. Von einer Ringmauer umgeben, ragt es über dieselbe mit einem Stockwerke heraus, ist mit Ziegeln gedeckt und trägt einen Schornstein, während in den übrigen Häusern der Küchenrauch durch Thüren und Fenster entweichen muss. Im Hochparterre befinden sich auf der einen Seite die Zimmer der Dienerschaft, auf der anderen der Sitzungssaal der Senatoren, wo über die Angelegenheiten des Landes beraten wird. Der Fürst wohnt im ersten Stockwerke, wo sich auch der Audienzsaal, ein mit europäischem Luxus und Comfort ausgestattetes Gemach, befindet. Der parquettierte Fußboden ist mit türkischen Teppichen belegt, die Wände mit den Bildnissen der europäischen Potentaten geschmückt. In der Mitte des Saales steht ein rotsammtenes Rondeau, auf welches der Fürst die Acten und Documente gelegt hatte, welche auf meine Ankunft und wissenschaftliche Thätigkeit in Montenegro Bezug hatten.

Fürst Nikola ist eine stattliche Erscheinung, welche das montenegrinische Nationalcostüme mit dem weißen Mantel, der roten, golddurchwirkten Weste sehr gut kleidet. Haupthaar wie Bart trägt der Fürst geschoren, das Kinn gänzlich frei; seine Manieren verraten, dass er wo

anders als in Cetinje seine Jugenderziehung genossen. Der Eindruck der Physiognomie ist kein stark geistiger; die Stirne ist mäßig entwickelt, der Kopf entspricht der Durchschnittsbildung der südslavischen Natur — im allgemeinen spricht mehr Energie als Geist aus der sympathischen Persönlichkeit. Aus den dunkelbraunen Augen, welche bald mit prüfenden, bald mit scharf herausfordernden Blicken um sich sehen, spricht die Klugheit und Verschlagenheit des Südslaven einer- und das heroische Wesen des Montenegriners andererseits. Sonst aber entspricht die Erscheinung des Fürsten nicht ganz dem oben geschilderten Typus des wahren Montenegriners. Die europäische Bildung des Fürsten, der außer serbisch und französisch etwas deutsch und italienisch spricht, mag so manche Eigentümlichkeit des urwüchsigen Nationalcharakters verwischt haben, aber es geht ein ganz bestimmter nichtmontenegrinischer Zug von Milde und Schmiegsamkeit durch sein Wesen, die ihm wiederholt von seiner Umgebung und von den südslavischen Chauvinisten als Schwäche und Unselbständigkeit angerechnet wurden. Während der gewöhnliche Montenegriner physisch wie moralisch so lange hinter dem Berge hält, bis er seinen Gegner unvorhergesehen und mit wilder Energie überfallen kann, ist Fürst Nikola, wie mir wenigstens von seiner einsichtigeren Umgebung geschildert wurde und wie auch sein ganzer Lebensgang beweist, der Mann der Opportunität, der sich einem ganz bestimmten Ziele zu lieb in alle und jede Situation zu schicken weiß.

Fürst Danilo, sein Vorgänger, der ebenfalls einen Theil seiner Jugendzeit im Auslande zugebracht hatte, war trotzdem als voller und ganzer Montenegriner in die

Heimat zurückgekehrt. Mit Pulver und Blei, nicht viel seltener mit Galgen und Geldstrafen regierte er im Lande selbst, während er in der äußeren Politik der hochfahrende und herausfordernde Zrnogorze war, ohne aber damit seinem Lande wesentlich zu nützen — wenigstens nicht in dem Sinne der activen Annexionspolitik, welche er als letzter Wladika und erster Fürst von Montenegro seinem Volke vorgeschrieben hatte. Danilo war ein hartköpfiger Idealist, der Montenegro durch sich selbst groß machen wollte; Nikola ist ein vorsichtiger Realist, der besonders zweischneidige Klugheit liebt und sich erst im letzten Augenblicke auf die möglichst beste Seite stellt. Wie er in der äußeren Politik alle Gönnerschaften von Nord nach Süd, nicht minder von West nach Ost durchgemacht hatte, so verstand er es in der inneren Politik die Senatoren und populären Männer Montenegros nach Maßgabe ihres praktischen Wertes und zeitweiligen Einflusses an sich heranzuziehen oder von den kleinen Intriguen in Cetinje zu entfernen oder wenigstens durch neue Verbindungen unschädlich zu machen.

Ein interessantes Gegenbild zu der Erscheinung des Fürsten Nikola ist die Fürstin Milena welche ich noch in der Blüte ihrer schönsten Jahre kennen gelernt habe. Während die Montenegrinerin in der Regel als abschreckend häfsliches und derbknochiges Geschöpf auftritt, ist die Fürstin ein Typus südslavischer Schönheit gewesen und heute noch die schönste Frau in den schwarzen Bergen. Aus einem sinnenden, merkwürdig ausdrucksvollen Auge spricht tiefes Wohlwollen und jene unbewufste, echt weibliche Weisheit, die mühelos, weil instinctiv, das Richtige trifft, ohne über

Gründe und Ursachen Bescheid zu wissen. Eine Tochter des Senators Wukotics, hat sie ihre Mädchenjahre zwischen rauchigen Steinhütten und Ziegenherden zugebracht und erst in späteren Jahren das Abendland mit seiner Cultur und geschmeidigen Sitte kennen gelernt. Und doch ist mir selbst in unseren Breiten nicht bald eine Salondame begegnet, welche wie Fürstin Milena Naivetät der Weltanschauung mit ebensoviel Klugheit und feinem weiblichen Tact zu verbinden wüsste. Wenn bei der Hoftafel, welche merkwürdigerweise mit deutscher Küche und französischen Weinen gedeckt ist, irgend einer der ergrauten Helden zur Erheiterung der Gesellschaft einen ungeziemenden Vergleich oder einen derben Spaß vorbringen zu müssen glaubte, errötete die Fürstin jedesmal in europäisch geziemender Weise und sie wusste immer über die Verlegenheit und das Schmunzeln der anwesenden Fremden durch die Anknüpfung eines neuen Gesprächstoffes hinwegzuhelfen.

Fürstin Milena ist unter den wilden Montenegrinern nicht nur wegen ihres vornehm bescheidenen Wesens und ihres hilfbereiten Wohlwollens allgemein beliebt; das Volk empfindet ganz richtig, dass ihr persönlicher Einfluss auf den Fürsten weit über die Grenzen des engeren Familienlebens hinausreicht. Eine glühende Anhängerin der südslavischen Freiheitsbestrebungen, soll sie infolge ihrer natürlichen Intelligenz dem Senat schon manchen Rat ertheilt und manchen Entschluss zur vollen Reife gebracht haben, der dem Lande zum Vortheil gereichte. In politischen Fragen des Gefühls und der Sympathie steht sie immer auf der Seite ihres Volkes, das am

liebsten und öftesten nach der Newa blickt, während der Fürst auch die Schönheiten und Vorzüge der Situationen an der Seine, wie an der blauen Donau, ja sogar am Goldenen Horn zu wiederholten Malen zu schätzen und auszunützen verstand.

Um den fürstlichen Palast herum befindet sich ein Garten, und hinter der Gartenmauer eine langgestreckte Wiese, welche mit der Zeit zu einem Park umgewandelt werden soll. Neben der jetzigen Residenz steht der „alte Palast", auch Biljar genannt, der seinen Namen von dem Billardsaale erhalten hat, welcher eben jetzt in mehrere Gemächer abgetheilt ist. Der Biljar gleicht einem Castell, hat in den Mauern vier Thore und innerhalb derselben zwei Höfe; das Gebäude ist rot angestrichen und hat einen angebauten Seitenflügel, in welchem die fürstlich montenegrinische Staatsdruckerei untergebracht ist, in der, nebenbei gesagt, auch das einzige montenegrinische Blatt, der „Glas Crnogorca" (Stimme des Montenegriners) gedruckt wird. In dem mit Gras bewachsenen Hofe befinden sich eine Cisterne und drei Bäume; neben dem Thor eine Steinbank. Im Erdgeschoss, wie im ersten Stockwerk, läuft ein Corridor durchs Gebäude, von dem aus die Thüren nach den einzelnen Gemächern — oben die Ministerien, unten die Schulen — führen. Das interessanteste Gemach des Biljar ist der Trophäensaal. Dort befinden sich der Alajbarjak, das große rote Armeebanner, welches 1858 den Türken abgenommen wurde; dann der Säbel Mahmud Paschas und Seraskiers, der 1712 bei Podgoriza geschlagen wurde; ferner der einbalsamierte Kopf

des Kara Mahmud, welcher in der Schlacht bei Kruse gefangen und in Cetinje geköpft wurde — endlich eine Menge von Jatagans, Pistolen, Dolchen und Lanzen aus den verschiedenen Türkenkriegen.

Hinter dem Biljar steht das einzige noch bemerkenswerte Gebäude: das der heiligen Muttergottes geweihte Kloster, welches den Wladiken vor dem 16. Jahrhunderte als Residenz diente. Hinter der Klosterkirche erhebt sich die Kula, ein hoher viereckiger Turm, und hinter diesem. auf einer Felskuppe die Tabia: ein etwas niedrigerer Turm, auf dem die Köpfe der in den Schlachten erschlagenen Türken aufgespießt wurden.

In allen diesen Gemächern hatte mich Wojwode Pero herumgeführt, und nachdem ich einige freundliche Tage in guter Gesellschaft in Cetinje verbracht, machten wir uns wieder auf den Weg, um über Rjeka und Antivari wieder nach den romantischen Bocche di Cattaro zurückzukehren.

Der erste Theil des Weges ist nicht viel besser, als der elende Saumweg, den wir von Cattaro aus zu überwinden hatten. Aber um so erfreulicher war das landschaftliche Bild, als wir einen freien Ausblick nach Süden in das Thal der Zrnojewitschka Rjeka gegen den See und die Ebene von Scutari gewannen. Hier wurden wieder zusammenhängende Baumgruppen, ausgedehnte Wiesen und Weingärten sichtbar, zwischen denen sich die weißen Häusergruppen recht malerisch ausnahmen. Bei Rjeka, welcher Name so viel als Bach bedeutet, beginnt der gleichnamige Bach schiffbar zu werden und in dem sogenannten Hafen liegen immer einige Boote, welche

den Verkehr nach den Küsten des Scutarisees vermitteln. Rjeka ist ein weit und breit bekannter Marktflecken von höchstens 600 Einwohnern; an Markttagen ist der Ort besonders lebendig, denn die Albanesen aus der Ebene von Scutari kommen zu Hunderten, um ihre heimischen Producte gegen montenegrinische zu vertauschen.

Nicht minder wichtig als Markt ist Podgoriza, jetzt die zweitgrößte, an 6000 Einwohner zählende Stadt Montenegros, mit einer großen viereckigen Citadelle, die an der Einmündung der Ribniza in die Moratscha liegt. In Podgoriza hat sich im October 1874 ein Ereignis abgespielt, welches mit zu den Entstehungsursachen des letzten Krieges in der Türkei gehört. Einige Montenegriner waren an einem Markttage nach Podgoriza gekommen, um mit einem dortigen türkischen Kaufmanne Geschäfte zu machen. Am Nachmittage desselben Tages wurde dieser Kaufmann von einem türkischen Unterthan erschossen und zugleich das Gerücht verbreitet, einer der Montenegriner hätte den Mord begangen. Der Pöbel fiel über die anwesenden Montenegriner her und ermordete alle bis auf zwei, welche sich nach der Citadelle flüchteten. Das Volk verlangte vom Kajmakam (Kreisvorsteher) die Auslieferung der beiden Montenegriner, welche dann thatsächlich in Stücke zerrissen wurden; einer der Leichname erhielt vierzehn Stich- und Hiebwunden. Am folgenden Tage wurden noch etwa zwanzig Montenegriner in der Umgebung ermordet — und dies hatte eine diplomatische Action zur Folge, welche später einen mehr als dreijährigen Aufstand und Krieg nach sich zog.

Von Rjeka schlugen wir wieder Gebirgspfade ein und übersetzten das Küstengebirge von Sutoveau, um nach Antivari zu gelangen. Wir konnten uns nicht lange in dem Städtchen aufhalten, da am Tage nach unserer Ankunft ein Lloyddampfer kam, um uns nach den Bocche di Cattaro zurückzuleiten. Die in der Regel sehr stille Bucht von Antivari wird an jedem Mittwoch und Donnerstag lebendig, wenn der große Passagier-Dampfer von Triest oder Corfu ankommt. Von dem hart an den Strand hingebauten Han (Einkehrhaus), den der Besitzer gern für ein „Hotel" ausgiebt, drängen sich an den genannten Tagen einige Barken geschäftig an den Dampfer heran und suchen Frachten und Reisende so rasch als möglich aufzunehmen oder abzugeben. Nur die Barke des österreichischen Consulats in Antivari macht vornehm und abseits der johlenden Barkenführer ihren Weg; sie hat die Post mit dem Consulatsschreiber an Bord, der nur mit dem Schiffslieutenant verkehrt und von diesem die bereitgehaltenen Briefe und Pakete entgegennimmt. Übrigens bietet kein Hafen der albanesischen Küste den Dampfern unseres Lloyd einen bequemen Landungsplatz dar. In allen diesen Häfen muss jedes größere Schiff der flachen, sandigen Ufer wegen ziemlich weit draußen bleiben und nur kleinere Boote vermitteln den Verkehr mit den Bewohnern der Küste. Tage vergehen in der Regel, bis ein kleines Trabakel geladen oder ausgeladen ist, aber an solcher Zeitverschwendung liegt nicht viel daran, denn es stünde kaum dafür, bei Antivari, Alessio, Durazzo oder Walona einen schönen und guten Hafen für die wenigen Producte zu erbauen, welche Montenegro und Albanien einzuführen und auszuführen haben.

Der Han ist nicht sehr einladend, wie oft auch der Wirt jeden Eintretenden versichern mag, dass man bei ihm alles „à la franca“, nämlich nach europäischer Art bekommen und genießen kann. Ich habe nur seine Preise europäisch gefunden, alles Übrige war aber sehr albanesisch wie anderswo. An der Rückseite des Han erhebt sich, den kesselartigen, halbmondförmigen Hafen gegen Süden abschließend, eine steil aufsteigende Landzunge mit der Strandbatterie Wolowiza, welche in dem letzten Kriege eine Rolle gespielt hat. In der Richtung gegen Scutari ragen mit schroffen Hängen und kahlen Spitzen die Ausläufer des Bergstockes Rumia empor; weiter gegen Norden, auf eine Bergnase hingestellt, die Häuschen, Citadellemauern und Minarete des Städtchens Antivari. Gegen Norden wird die Bucht durch die steil abstürzenden Wände jener Höhen abgeschlossen, an denen sich die Grenze des österreichischen Bezirkes von Spiza-Budua hinzieht. Die flacheren Bergfüße an dieser Stelle bilden den Küstenstrich von Spiza, welcher während des letzten Jahrzehntes sehr oft genannt wurde und der Gegenstand unausgesetzter Sehnsucht der Montenegriner gewesen. Spiza ist keine Stadt, kein Dorf, auch kein Weiler, sondern nur eine örtliche Bezeichnung für den unfruchtbaren Küstenstrich beim Fort Rehaj. Spiza ist auch der Name einer seichten Einbuchtung, welche aber kein Hafen genannt zu werden verdient. Am Strande steht hier der Weiler Sutomare, ärmlich wie alles an dieser Stelle.

Die Stadt Antivari, mit etwa 7000 Einwohnern, liegt wol eine halbe Meile von der Küste entfernt; der Weg dahin führt zuerst an einer vierseitigen Redoute,

dann bei Olivenhainen und Maisfeldern vorbei, welche an den Lehnen mit Weingärten abwechseln. Man betritt zuerst die am Bache Rjetschana und an dessen nördlicher Thalwand erbaute untere Vorstadt Warosch. Auf der höher liegenden Bergnase steht die Citadelle, welche mit einer fünfseitigen Mauer einen Stadtheil umschließt und mit fünf Türmen das Vorfeld verteidigt. Auf dem Hange ober der Citadelle befindet sich ebenfalls ein Stadttheil, von wo es während des Krieges den Montenegrinern gelungen ist, die Citadelle durch Bombenwürfe zu beschädigen.

Südlich der Stadt steht auf einer kleinen Höhenplatte die katholische Kirche St. Johann und daneben das Gebäude des österreichischen Consulats. Antivari ist außerdem der Sitz eines katholischen Bischofs, welcher eigentlich den Titel Bischof von Scutari führt. Als das Christentum, und zwar das orthodoxe, in Albanien einzog, war Dioclea bei Podgoriza — heute stehen nur mehr Ruinen an Stelle dieser Residenzstadt — der Sitz des Bistums. Als später die nordalbanesischen Stämme zum Katholicismus übertraten, wurde das Bistum nach Scutari verlegt, von wo es infolge der Hinrichtung zweier Bischöfe, welche den Übertritt zum Islam verweigerten, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Antivari kam. Der jetzige Bischof von Antivari hat seine Residenz gewöhnlich in Welembusch nächst Antivari aufgeschlagen. Er war, wie die meisten albanesischen Geistlichen, in früher Jugend nach Rom gekommen, von der Congregatio de Propaganda fide in Rom erzogen und dann zur Mission nach Albanien gesendet worden.

Die Bucht von Antivari ist kein Ort, an dem man allzuviel Interessantes sehen oder erleben kann. Ich und Wojwode Pero machten uns deshalb auf den Weg in der Richtung gegen Scutari, um einige von mahomedanischen Serben bewohnte Dörfer zu besuchen. In Tudjemile, einem kleinen unansehnlichen Orte, hielten wir Rast und Wojwode Pero erzählte mir eine volkstümliche Geschichte, welche auch Stefan von Ljubischa, der erste Prosaiker der Südslaven, in seinen Erzählungen des Wuk Dojtschewitsch, der Hofnarr bei Iwan Tschernojewitsch gewesen, wiedergiebt. Sie ist so charakteristisch, daſs ich sie mit den Worten Wuks an dieser Stelle mitteilen muſs.

„Es war zu jener Zeit, da in Antivari und Umgebung Kampf, Plünderung und Raub geherrscht haben. In einem dieser unglücklichen Kämpfe tödtete ein Bauer aus Scheſtane den Knes (Bürgermeister) von Tudjemile. Der Knes war eine kolossale, gedrungene Figur von anderthalb Manneshöhe. Als einer der Dorfgenossen kam, die Leiche zu holen, konnte er sich des Ausrufes nicht enthalten und schrie nach Scheſtane hinab, daſs es alle hören konnten: „Gott straf' Euch; habt Ihr keinen kleineren Mann erschießen können. Die Leiche schleppt jetzt niemand von der Stelle." Indessen begruben die von Tudjemile ihren Knes und beschlossen, um Georgi einen neuen zu wählen. Leider hatten sie den schlechten Brauch, für den es keine Abhilfe giebt: sie wollten immer einen Knes, der allen recht wäre — wer könnte die ganze Welt von Tudjemile auf Einen Namen vereinigen? Als sie das erstemal zusammenkamen, gab es Aufregung und Lärm, daſs keiner hörte, was der andere sprach, und schon

waren die Leute daran, die Handschare aus der Scheide zu ziehen, um über die Wahl eines Knesen, der allen recht wäre, ein Blutbad anzurichten. Nur einer eilte zu mir und sagte: „Wuk Dojtschewitsch, es geht schlimm, wenn du nicht dazwischen fährst.“ Ich springe auf einen hohen Stein, winke mit der Kappe, damit man auf meine Rede höre. Als sich der Lärm, gleich dem Sturmwinde, welcher im Winter die Schluchten des Rumiaberges verschneit, ein wenig gelegt hatte, waren bald aller Augen auf mich gerichtet.

„Ich nehme das Wort, tadle ihren Brauch und suche sie zu bereden, sie mögen drei oder vier Greise wählen, unparteische Männer des Friedens, von denen ob ihres Alters keiner Knes werden kann. Die mögen sich dann beraten und etwas ersinnen, womit man dem alten Brauch und Übel steuern könnte — denn alle Welt sah ein, dass man alle Bienen niemals unter Eine Kappe bringen kann, noch viel weniger alle Wespen.

„Mit Gottes Hilfe kamen sie endlich überein, vier Greise aus dem Dorfe zu wählen, dass sie sich zu mir setzen und mit mir das Beste und Klügste ersinnen. Aber unter den Vieren waren nicht zwei, die Einer Meinung gewesen wären — und wir sollten einen Knes wählen, der allen im Dorfe recht wäre. Der eine wollte, dass man beim alten Brauch bleibe; der zweite meinte, dass derjenige Knes werden soll, den zwei Drittel des Dorfes dazu wählen; der dritte verlangte wieder, dass man würfeln solle und wer die meisten Augen werfe, soll, wie durchs blinde Glück, Knes in Tudjemile werden. Und ich, versicherte der vierte, bin der Meinung, dass die Weiber

den Knes wählen sollen.... Wann und wo hätten die Weiber einen Knes gewählt, seitdem man an einen Christengott glaubt? Es fehlte nicht viel, und alle hätten den seltsamen Ratgeber überfallen, denn alle glaubten, der Alte mache sich einen Spaß aus dem ganzen Dorfe und dem zukünftigen Knes. Beinahe wären Lärm und Aufregung von neuem ausgebrochen — da entschlossen sie sich, die Lösung dieser schwierigen Staatsangelegenheit mir anzuvertrauen.

„Und ich sage zu den versammelten Hausvätern: „Wenn ich das thun könnte, was ich mir denke, diese verwirrte Angelegenheit würde bald gelöst sein. Ich aber fürchte, Ihr seid ein boshaftes Volk, vor dem Gott einen bewahren möge. Wenn Ihr mich aber hören wollt, so thut Folgendes: Legt die Abzeichen des Knesen, seine Kappe, sein Siegel und seine Waffen, auf diesen großen Stein. Ihr versammelten Hausväter stellt Euch alle dort an den Rain und jeder von Euch richte sich ein Häuflein Steine zusammen. Die, welche glauben, der Stelle eines Knesen würdig und fähig zu sein, sollen sich vor Euch hinstellen und auf ein gegebenes Zeichen gegen den Stein laufen, auf dem die Abzeichen der hohen Würde liegen. Und wenn die den Lauf beginnen, so werfe jeder von Euch je einen Stein auf denjenigen, den er nicht zum Knes haben will. Wer von den Bewerbern am wenigsten behelligt wird und sich zuerst die Abzeichen holt, der soll Euer Knes auf drei Jahre sein.

„Das schien den Ortsältesten ein neuer und guter Vorschlag zu sein und rasch beschlossen sie, den Knes auf solche Weise zu wählen. Schon nach dem Tode des Knes

hatten vier angesehene Männer aus Tudjemile dem Volke bekanntgegeben, sie wären nicht abgeneigt, dem ledigen Amt vorzustehen. Denn sie hatten viel Geld, gute Waffen, schmucke Kleider oder sonst noch manchen Vorzug vor den übrigen Dorfbewohnern. Als sie aber hörten, dass man mit Steinen nach ihnen werfen wolle, zogen sich drei Bewerber zurück, denn es überkam sie aus Angst, vielleicht unter einem Hagel von Steinwürfen begraben zu werden, der Sehnenkrampf und so blieben sie bei den Wählern am Rain, ohne auch nur einen Fuß vor den anderen zu setzen.

„Nur der Vierte und Letzte schritt langsam und ohne Furcht aus und erreichte den großen Stein, wo die Abzeichen lagen. Niemand erhob die Hand, nur sein — leiblicher Bruder warf einen Stein nach ihm, aber das Glück wollte, dass er ihn nicht ernstlich beschädigte. Und das alles ging mit natürlichen Dingen zu. Denn derjenige, der wusste, dass ihn das Dorf liebt und schätzt, wusste auch, dass ihn die Mitbürger nicht mit Steinwürfen hindern werden, sich die Abzeichen der Knesenwürde zu holen. Diejenigen aber, welche diese Würde auf sich nehmen wollten, um das Dorf in Zwist und Hader zu erhalten, blieben aus Furcht, den Steinwürfen zu erliegen, zurück, — das musste ihnen offenbar ihr Herz wie ihr Kopf sagen. Wenn der neue Knes keinen Bruder gehabt hätte, es wäre kein einziger Stein auf ihn gefallen und darum hat sich noch bis heute das Sprichwort im Volke erhalten: „Glaubst du, keinen Feind zu haben, so hat dir ihn gewiss die Mutter geboren . . .“

Nach dieser interessanten, aus dem Gemüte und den Sitten des Volkes herausgegriffenen Erzählung schied ich von den schwarzen Bergen und meinem getreuen Reisebegleiter Wojwoden Pero, der mich wieder an den Landungsplatz von Antivari geleitete. Ich bestieg nach freundlichem Gruß und Händedruck den geräumigen Lloyddampfer und am nächsten Morgen dampfte „Erzherzog Max“ bei klarstem Sommerwetter den siebenbuchtigen Bocche di Cattaro zu.

4. An der dalmatinischen Küste.

„Kapetan Spiro“ war der sogenannte erste Kapitän auf dem „Erzherzog Max“. Ich kannte ihn schon von früheren Reisen und Schiffen her, und es war mir recht lieb, einen alten Bekannten wiederzusehen. Kapetan Spiro war, wie viele andere Schiffskapitäne des weltberühmten Lloyd, aus Perzanjo in den Bocche di Cattaro zu Hause und ein echter Seemann, wie sie nur die dalmatinische Küste kennt. Schwielige Hände, wettergebräuntes Gesicht, getheilter Vollbart, graue Augen und eine etwas gebeugte Haltung waren die äußeren Kennzeichen seiner durchaus nicht ungewöhnlichen Gestalt. Schon seine Großväter von mütterlicher und väterlicher Seite waren Schiffskapitäne und gleich ihm an aller Herren Küsten in Europa, Asien und Amerika gewesen. Drei seiner Brüder waren ebenfalls Kapitäne; zwei hatten nach Orebitsch, einem Marktflecken der Halbinsel Sabioncello geheiratet, wo ebenso viele Kapitäne leben, wie in Perzanjo, und einer lebt seit Jahren in San Francisco in Nordamerika, wo es eine große dalmatinische Colonie giebt. Kapetan Spiro war einer von den Seeleuten, welche im Stande sind, Seeschlachten,

wie die von Lissa und Helgoland, einem übermächtigen Feinde zu versetzen — kurz er war ein Seemann mit all den Schwächen und Vorzügen seines Standes. Er war mehr erfahren als gebildet, sah mehr auf das Herz als auf die Etiquette der Menschen, die ihn viel öfter unwirsch machen konnten, als die tückische See, die er über alles liebte. War's seinen Passagieren bei spiegelglatter See und sonnigem Himmel sehr wol, so war er nicht böse darüber, aber ihn langweilte das schöne Wetter.— und er gähnte dann recht fleißig, wie sein Steuermann, der auch schlaftrunken den zahlreichen Riffen an der dalmatinischen Küste auszuweichen verstand. Auch kümmerte es ihn nicht, wenn seine ebenfalls gelangweilten Matrosen an der Bordwand lümmelten und zum Zeitvertreib ab und zu in die See spuckten. Kapetan Spiro stellte seinen vollen Mann erst, wenn's auf der See recht d'runter und d'rüber ging, das Schiff ein Spielball der Wellen wurde, die jüngeren Matrosen das Kreuz zu schlagen und die heilige Mutter Gottes anzurufen begannen — und wenn die Passagiere unten in den Cabinen die Qualen der Seekrankheit erduldeten. Dann erscholl seine rauhe Stimme nach allen Seiten von der Brücke; er sah alles, er bemerkte alles und die hinterlistigste Sturzwelle, welche ihm Bart und Kleider bis auf die Haut durchnäßste, ärgerte ihn nur darum, weil sie ihn daran verhinderte, die gewohnte Cigarrette zu drehen und zu rauchen. Kapetan Spiro war auch ein guter Patriot, der seine Bocche und noch mehr den Tjesar (Kaiser) in Wien verehrte, und wenn er auch lieber italienisch als serbisch sprach, so wäre er doch nie zu den „Wälschen" in See-

dienst getreten. Als tüchtiger Seemann kannte er alle Küsten von Manchester bis Odessa, und da er seine Heimat am besten kannte, so möge er unser Wegweiser und Cicerone an der dalmatinischen Küste sein ....

„Jetzt sind wir am Eingange der Bocche di Cattaro" — sagte Kapetan Spiro zu mir — „kommen Sie zu mir auf die Brücke, damit ich Ihnen alles genau erkläre ... Zur Linken streckt sich der letzte Ausläufer der herzegowinischen Grenzberge gleich einer schmalen Zunge dem Eingange der Bocche entgegen. Breite Wälle und Kanonen halten in Punta d'Ostro jedes feindlich gesinnte Boot von der romantischen Bucht fern. Zur Rechten spiegeln die waldbedeckten Höhen von Lustiza und Grbalj ihre runden Häupter in der stillen See. Zwischen beiden, also unmittelbar hinter dem Eingange ragt das kleine Felsenriff Schanjize aus dem Meere, auf dem das Fort Mamula mit schwerer Mühe und großen Kosten erbaut wurde....

„In dem Maße als wir uns der Küste im Inneren der Bucht nähern, tauchen die an den grünen Bergfüßen zerstreuten Häuser von Castelnuovo auf, die sich rechts bis nach Melinje mit dem alten venetianischen Spital und links bis zur Sutorina hinziehen, welche einst die Ragusaner Republik den Türken geschenkt hatte, um nicht unmittelbare Nachbaren der Montenegriner zu sein. Die Festungswälle, welche dort Castelnuovo krönen, gehören dem Fort Spanjol, welches die Spanier einst errichteten, und über ihm steigen himmelwärts die grauen Kalkfelsen mit ihren bläulich kühlen Schatten. . . .

„Jetzt wenden wir uns in der Bucht nach Osten und kommen zur Landzunge von Kumbur, welche die

zweite Bucht der Bocche schließt... Jetzt kommt ein weißes Häuschen neben dem anderen, Schwänen gleich die Füße in der grünen Flut netzend, und über ihnen wieder ein kahler Fels über dem anderen. Auf der anderen Seite liegt Soliotschko Polje (Salzfeld), an der Stelle alter Salinen, die heute Sümpfe ersetzen, aus denen mannshohes Röhricht wächst. Daneben streckt sich die kleine Landzunge von Prewlaka ins Meer; auf ihr die Ruinen des alten griechisch-orientalischen Klosters zum Erzengel Michael, das die Venetianer niedergebrannt, nachdem sie alle Mönche vergiftet hatten. Weiter blickt das Dorf Krtole und das freundliche Tiwat in die stille Flut — und jetzt werden Sie, nachdem sich das Schiff gewendet, zum erstenmal den montenegrinischen Riesen Lowtschen erblicken, wie er sich über der Stadt und Bucht von Cattaro erhebt und dem am frühen Morgen die Sonnenstrahlen zuerst das aufstrebende Haupt vergolden...

„Jetzt kommen wir zu den Catenen (Ketten), der dritten Enge, wo sich die beiderseitigen Landzungen so sehr nähern, dass man die Hühner von Lepetane in Kamenare hören kann. Dann entfernen sich die Ufer wieder von einander, die Buchten von Risano und Cattaro bildend, denen die Küste von Perasto gegenüber liegt. Zur Rechten bedeckt grünes, von zwitschernden Vögeln bewohntes Dickicht bis zur Hälfte die Lehnen, zur Linken stürzen die Engpässe aus der Herzegowina mit grobem Geröll zur spiegelglatten Meeresfläche hinab. Jetzt wenden wir uns dahin, nämlich gegen die Seitenbucht von Risano. Jetzt begegnen wir der kleinen Insel mit einem katholischen Kloster zur Muttergottes und zum heiligen

Georg. Hieher kommen die Weiber von weit und breit zu beten, damit sie nicht ihre Söhne, ihre Brüder, Männer und Väter verlieren. Zur Linken, hart an der Küste, liegt Morinje, darüber auf den steilen Höhen Ubli und im äußersten Winkel dieser Seitenbucht der Marktflecken Risano, nach welchem Orte ehedem die ganzen Bocche benannt wurden. Von Risano schlängelt sich zwischen den gründurchwirkten Felsen die Straße nach den hoch gelegenen Ebenen und Thälern der Kriwoschje, wo sich die ursprünglichen Sitten des Volkes mit allen ihren Vorzügen und Fehlern, wo sich die wilde Natur des Landes noch am reinsten erhalten haben. . . .

„Jetzt wenden wir das Schiff wieder um, nehmen den Weg nach Cattaro, dem letzten Winkel der Bocche. Zur Linken begleiten uns himmelhohe Wände, ohne Gang und Steig, ohne Strauch und Weide. Nur Geier und Adler kreisen über den Felsenkämmen, die nicht einmal die Ziege zu erreichen vermag. Um so grüner und freundlicher wird aber jetzt der untere Küstensaum zu beiden Seiten, an dem sich die stillen Häuschen wie Perlen auf der Schnur aneinanderreihen, bis wir an Perzanjo vorüber nach Cattaro gelangen. . . .“

Der Dampfer legte an; Kapetan Spiro stieg mit mir ans Land und nachdem ich ihm meine Bewunderung über das genossene Naturschauspiel ausgesprochen, sagte er zu mir: „Sehen Sie, ich bin hier zu Hause; aber so oft ich wieder die Bocche befahre und nach Cattaro komme, um mich auszuruhen, bedauere ich doch, dass dieser einzige und unvergleichliche Hafen nicht noch einige Buchten hat . .“

Am nächsten Morgen fuhren wir wieder zu den Bocche hinaus, um den Abend in Ragusa zuzubringen. Vor uns lag zuerst das ergiebige Canalethal, dessen sociale und communale Einrichtungen die Mitte zwischen jenen des herzegowinischen Hinterlandes und des übrigen Dalmatiens halten. Über dem Canalethal erhebt sich der 1241 Meter hohe Snjschniza (Schneeberg), an dessen östlichem Abhange einst die Grenze zwischen der Republik Ragusa und der Herzegowina ging. Bald kam das uralte Epidaurus, heute Ragusa vechia (Alt-Ragusa), in Sicht und mitten im Hafen die Insel Lacroma, wo der nachmalige Kaiser Max von Mexico einen seiner Lieblingsaufenthalte hatte. Wie ein schmaler Neptunzacken liegt das steinige, aber von lauschigen Hainen und duftenden Gärten bedeckte Eiland im Meere. Aus einem ehemaligen Benediktinerkloster ist ein prächtiges Schloſs geworden, das heute nur traurige Erinnerungen erweckt. Sein ehemaliger Besitzer hat den Heldentod jenseits des Oceans erlitten und nach ihm hat sich noch kein würdiger Schloſsherr gefunden.

Nur wenige Orte giebt es noch in Dalmatien, wo die Mutter Natur, man weiß nicht im Traum oder in der Zerstreutheit, die Flora aus weit südlicheren Landen zerstreut hat. Zu diesen gehört außer der, durch die ewig denkwürdige Seeschlacht im Jahre 1866 berühmt gewordene Insel Lissa mit ihren Palmengärten, die der Insel Lacroma gegenüberliegende Stadt Ragusa (Dubrownik), ehemals und jahrhundertelang die Residenz einer kleinen aber glanzvollen Republik, die durch ihre Gelehrten, Dichter, Diplomaten und reichen Kaufherren überall berühmt gewesen war.

Schon in Gravosa, dem nördlichen Vorhafen von Ragusa, wo Fischerbarken, Handelsschiffe und eine kleine Werfte buntes Leben hervorbringen, wechseln Ölbäume und Cypressen mit der Aloe ab und in den schmucken Gärten von Ragusa tritt die Palme als Nachbarin der sonst überall ganz ausgestorbenen Malvasiertraube hinzu. Wie alle Küstenstädte Dalmatiens so trägt auch Ragusa in der Bauart seiner ungetünchten, steinernen Häuser und engen, übelriechenden Gassen den Charakter venetianischer Architektur an sich. Der Markuslöwe, die hohen viereckigen Kirchtürme und die häufig auftretende italienische Sprache versetzen den Fremden unwillkürlich nach Venedig und den venetianischen Landstädten. Obwol die Überreste der italienischen Cultur noch vorherrschen und das einheimische slavische Element erst nach und nach zu erstarken und selbständig zu werden beginnt, so war doch Ragusa immer die originellste und sympathischeste aller dalmatinischen Küstenorte. Der Ragusaner fühlt sich mit Stolz als solcher und unterscheidet sich gern von seinen übrigen Landsleuten. Er spricht seinen eigenen, anheimelnden und weich klingenden Dialekt, er hält viel auf Reinlichkeit und Comfort in Stube, Haus und auf der Straße, er blickt mit weit mehr Zuversicht und Sympathie nach der Cultur des Westens als irgend ein Dalmatiner.

Ganz anders ist der Eindruck, den Spalato, die hoffnungsvolle Stadt in der Mitte der 500 Km. langen dalmatinischen Küste, auf den Fremden macht. Während im Leben und Gehaben Ragusas ein vornehmer und conservativer Zug vorwiegt, herrscht urwüchsiges und lebendiges Treiben in dem seit wenigen Jahren ungemein rasch auf-

blühenden Spalato. Die historischen Traditionen dieser Stadt reichen wol weiter zurück als die Ragusas, aber der moderne Spalatiner hält nicht viel auf den diocletianischen Palast, in dem jetzt die halbe Stadt Platz gefunden hat, noch auf die römischen Baureste bei Salona, wo einst cäsarische Pracht und Herrlichkeit die Küste belebten. Spalato ist ganz eine Stadt der Neuzeit und die Menschen, die in ihr wohnen, scheinen ein neues Geschlecht vorzubereiten und zu entwickeln, während in den übrigen dalmatinischen Städten das öffentliche Leben mehr oder weniger stagniert oder, wie in Zara, nur künstlich auf einer gewissen Höhe erhalten wird. Der Kaufmann in Spalato blickt jetzt mit Zuversicht auf seinen Handel mit Triest, Bosnien und dem jenseitigen Apulien; er legt Magazine an und hofft ein erhöhtes Gedeihen von der kleinen Eisenbahn, die mit der Zeit von Dernis ihre Fortsetzung nach Kroatien finden soll.

Wo es viel Leben giebt, fehlt es auch nicht an originellen Menschen jeden Standes. Eine charakteristische Staffage des Hafens und der Straßen von Spalato bilden die zahlreichen Barcariole (Barkenführer) und die Fachini (Lastträger), welche an der Riva und in den Gassen vor den verschiedenen Kaufläden und Kaffeehäusern herumlungern.

Kapetan Spiro hat unter ihnen einen alten Bekannten, den armen Jakuwe (Jakob) aus dem nahen Poljize, der immer seinen guten Tag hat, so oft der „Erzherzog Max" in Spalato anlegt. Sonst aber ist Jakuwe ein recht armer Teufel. Er hat nur ein Paar recht alte Schuhe, keine Strümpfe, blaue, zerrissene türkische Pump-

hosen, ein Hemd und einen langen, braunen Mantel, der an den Lenden durch einen Strick zusammengeschnürt ist. Auf dem krausharigen, breiten Kopfe trägt er eine rote morlakische Mütze, und in einem Sacke an der linken Brustseite des Mantels einen kurzen Tschibuk. Jakuwe schläft wo er kann; er ißt, was man ihm schenkt, und trinkt Wasser, wo und wann er es findet. Mit dem Wasser geht es ihm im Sommer am schlechtesten, denn Spalato besaß wol vor 1300 Jahren eine prachtvolle, aus Quadern gebaute Wasserleitung, welche das frische Quellwasser eine Stunde weit aus Salona nach Spalato führte, aber die liegt heutzutage in Trümmern. Heute kennt man in Spalato nur Regenwasser aus den Cisternen. Versiegt dieses im Hochsommer, was beinahe jedes Jahr der Fall ist, dann müssen die Spalatiner wieder zu dem frischen Quellwasser der Salona greifen, das sie in Fässern und auf kleinen Eseln nach Spalato bringen.

Auch Jakuwes Heimatsort, Poljize, war einst eine weit reichere Gegend als heutzutage, ja noch unter der Herrschaft der Venetianer ein reiches, blühendes Stück Landes, das feines Obst und Tabak in solcher Menge und solcher Güte erzeugte, daſs die Poljizaner ein berittenes Corps von dreihundert Reitern auf eigene Kosten ausrüsten und erhalten konnten, wenn die Republik Krieg führte. Weil aber in den Ritzen und Schluchten des glühenden, gelben Gesteins, aus welchem der Boden bei Poljize besteht, wol Tabak und Obst, aber kein Getreide wächst, so haben die Landsleute Jakuwes beinahe nichts zu essen. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Maisbrod und wildwachsende Kräuter, die sie mit etwas Essig genießbar

machen. War das Jahr ein schlechtes, so mischen sie das Mehl mit gestampfter Baumrinde und backen Brod daraus. Gegen Ende des Winters, wenn kein Mehl mehr vorhanden, also nur mehr die Baumrinde übrig geblieben ist, ziehen Jakuwes Landsleute nach Spalato, um zu betteln. Die ältesten unter ihnen mit gelben, pergamentartigen Gesichtern, schlotternde Gestalten, in Fetzen gehüllt, auf dem Kopfe ein rotes Käppchen und an den Füßen Sandalen aus ungegerbtem Leder, den Bettelstab in der Hand — so schwanken sie in der Winterkälte durch Spalatos Straßen und strecken die zitternden Hände aus mit dem stereotypen „Bog wam dao“ — Gott vergelt's Euch!

Viel besser als die alten Bettler ist eben unser Jakuwe auch nicht daran, aber er hat doch seine gewissen regelmäßigen Einkünfte, die ihn immerhin vor allzu großem Elende bewahren. Da gibt es zum Beispiel hinter dem Platze, der den volltönenden Titel „Herrenplatz“ — Piazza dei Signori — führt, gewisse alte halbzerfallene Häuser. Um eine bestimmte Stunde werden da aus bestimmten Fenstern die Überreste der Mahlzeit auf die Straße geworfen. Das weiß Jakuwe und er findet sich regelmäßig ein, um das in Empfang zu nehmen, was er als eine ihm gewohnheitsmäßig gebürende Abgabe betrachtet. Hunde, die ihm die Beute streitig machen wollen, verjagt er. Auch kennen ihn dieselben schon und sehen nur aus gehöriger Entfernung mit lüsternen Augen zu, wie Jakuwe speist. Offenbar thun sie es in der Erwartung, daſs er doch etwas übrig lassen könnte, aber diese Erwartung wird oft getäuscht, denn Jakuwe hat die Kinnbacken eines Esels und die weißen funkelnden Zähne eines Raubthieres;

den Appetit hat er von beiden. Und so muſs ein Bein schon sehr hart sein, wenn unser Jakuwe es nicht zermalmen kann. Zudem ist Jakuwe trotz seines Elends ein Mann von riesiger Stärke und er wäre im Stande, jeden Hund ohneweiters zu zerreißen, der es wagen würde, mit ihm anzubinden. Und das scheinen auch die Hunde zu wissen.

Das Bedürfnis, wie andere Dalmatiner, Kaffee zu trinken, hat Jakuwe offenbar niemals gehabt; hingegen ist er ein Freund des Tabaks und weiß sich ihn auch billig zu verschaffen. Wenn er gespeist hat, sind so ziemlich auch alle anderen Leute mit dem Mittagmahle fertig und vor dem auf der Piazza dei Signori befindlichen Kaffeehause „Troccoli“ sitzen die Officiere der Garnison, die in Spalato ihren Standort hat. Dorthin schleicht Jakuwe und glotzt so lange die Officiere an, bis sie ihm ein paar Finger voll Tabak oder ein Stückchen Cigarre zuwerfen. Dann zieht er den kurzen Tschibuk aus dem Mantel und fängt an zu rauchen... Wohin er dann geht? Natürlich zum Meere und zwar an jenen Punkt des Quais, der zum Landungsplatze der anlangenden Dampfer bestimmt ist. Dort sitzt er stundenlang, die Füße über die Quaismauer hinabbaumelnd und mit den Wellen sprechend, die unter ihm an das graue Gestein klatschen. Ist der Tabak zu Ende, so verspeist er aus irgend einer verborgenen Tasche seines braunen Mantels einige Zwiebeln und plauscht mit Seinesgleichen, bis der Abend gekommen. Überkommt ihn dann der Schlaf, so geht er, fast wie jeder andere Spalatiner, zu Bette. Längs des Hafens von Spalato zieht sich nämlich eine schöne, breite Straße,

deren Häuser der Arkaden wegen, mit denen sie versehen sind, den stolzen Namen „procuratie nuove“ führen. In dieser Straße ist ein Gasthaus, dessen Küche sich im Souterrain befindet. Auf dem Boden der Vorhalle ist ein horizontales Eisengitter angebracht, durch welches die heißen Dünste heraufströmen. Dieses Gitter ist Jakuwes Winterbett; dort schläft er. Trotz seiner sonstigen Gutmütigkeit giebt er es nicht zu, dass einer der armen, vor Kälte zitternden Landsleute, die des Bettelns wegen aus Poljize nach Spalato gekommen, sein Lager theile. Es würden deren zu viele kommen und dann hätte Jakuwe selbst nicht mehr Platz. Darum verjagt er sie, sobald sie sich blicken lassen.

Im Sommer, da ist es anders und weit besser; Jakuwe ist dann in seinem Elemente. Mit dem Sommer kommt nämlich allerlei Obst und Gemüse auf den Markt und dann bilden alte Rüben, weggeworfene Melonenschalen und dergleichen Dinge eine angenehme und nahrhafte Zukost zu dem Futter, das man Jakuwe aus dem Fenster zuwirft. Er schläft dann auch nicht mehr auf dem Gitter der warmen Wirtshausküche; ganz Spalato gehört dann ihm und es giebt keinen Winkel im alten Kaiserpalaste, wo er nicht, wenn es ihm beliebt, sein Nachtquartier aufschlagen könnte. Ob Jakuwe jemals etwas arbeitet? Kapetan Spiro hat ihn in zwanzig Jahren nur selten dabei ertappt und zwar aus dem Grunde, weil Jakuwe weder Arbeit noch Verdienst nötig hat. Nur selten macht er den Fachini von Spalato Concurrenz und trägt eine Last oder ein Reisegepäck nur dann, wenn Not an Mann ist, oder wenn ihm der eben angekommene

Passagier gefällt. Nur selten steigt Jakuwe in eine Barke, um den Barcariolen um einige Soldi (Kreuzer) Hilfe zu leisten, denn Jakuwe ist ein lediger Mann, der zwar kein bescheidenes, aber ein sicheres Einkommen in Spalato hat.... So lebt Jakuwe Jahr aus Jahr ein und mit ihm noch viele andere in den dalmatinischen Küstenstädten, wo es wenig reiche und arbeitsame, aber viel arme und bescheidene Menschen giebt.

5. Aus Serbien und Altserbien.

Das Fürstentum Serbien, ein Land von 48.700 Quadrat-Kilometern und 1,600.000 Einwohnern, ist erst durch den Berliner Vertrag vom Jahre 1878 in die Reihe der europäischen Staaten getreten, nachdem es schon vor 75 Jahren unter Kara-Djordje, oder Georg Petrovics, wie er nach seinem Familiennamen hieß, den Kampf der Befreiung von Spahis und Dahis, den türkischen Grundbesitzern und Bedrückern, begonnen hatte. Der größte Theil des heutigen Fürstentums Serbien bildete ehemals die Schupanien von Raschka, Morawa, Timok und Schumadia, von denen die letztere als der historische Krystallisationspunkt des Fürstentums anzusehen ist, das sich erst aus politischen Gründen den Namen Serbien beigelegt hat. Nach der Schlacht auf dem Amselfelde (1389) war das serbische Reich nach und nach in mehrere Theile zerfallen, von denen der östlichste von einem sogenannten Despoten regiert wurde. Nach der Türkeninvasion (1459) war dann Serbien der Schauplatz blutiger Kämpfe. Wenn der Halbmond unterlag, stand das heutige Serbien zuerst unter der Oberhoheit ungarischer Könige und dann

unter dem Schutze der kaiserlichen Truppen, welche im Jahre 1788 unter General Mihaljevics zum letzten Mal serbischen Boden betreten hatten. In dieser Zeit österreichischer Occupation diente der nachmalige Befreier Serbiens, Kara-Djordje, als Tschetaführer bei den Kaiserlichen. Damals hatte nämlich der Serbe Kotscha ein Freicorps gebildet, um die Action der Österreicher, welche Serbien von den Türken befreien wollten, zu unterstützen.

Wie in allen Theilen der Balkanhalbinsel die einheimische slavische Urbevölkerung durch die eingedrungenen Osmanen aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen nordwärts gedrängt wurde, so hat sich auch die Bevölkerung des östlichen Theiles des ehemaligen serbischen Reiches an die Save und Donau gezogen, den südlichen Theil ihrer alten Wohnsitze den nachdrängenden Bulgaren und Albanesen überlassend. Heute concentriert sich das gesammte politische und social einflussreiche Leben Serbiens in der Landeshauptstadt Belgrad, welche an der Mündung der Save in die Donau liegt, 28.000 Einwohner zählt und zu den am schönsten gelegen Donaustädten gehört. Freund Kanitz, der berühmte Orientreisende, möge unser Führer sein.

Den besten Aussichtspunkt über Belgrad und Umgebung hat man vom Pavillon der dortigen Hochschule. Überragt von Flaggenbannern, Minareten und einem Uhrturme, erscheint im Osten die Festung so klar und nahe unter unsere Augen gerückt, dass wir mit Leichtigkeit die Geschütze auf den Wällen unterscheiden können. Weiter rechts steigen aus dem üppigen Grün, welches zügellos in den Gärten des Dortjol wuchert, die Kuppeln einiger Dschamien und die zum Theil schon ihrer metallenen

Zierden beraubten Minarete empor. Festung und ehemalige Türkenstadt bespült der breite Donaustrom, getheilt durch Inseln, welche durch Anschwemmung entstanden sein sollen. Hart am Festungsglacis erhebt sich Belgrads größte, dem heiligen Erzengel Michael geweihte Kathedralkirche. Um die Kathedrale gruppieren sich noch andere größere Bauten kirchlicher Bestimmung, so das Seminar und die Residenz des Metropoliten. Die mehr nach Westen sich ausdehnende Savestadt enthält beinahe ausschließlich Läden und Magazine; Leben und Bedeutung geben ihr nur die zahlreich vor Anker liegenden Dampf- und Segelschiffe, welche diese leeren und füllen.

Am liebsten haftet der Blick an dem Bilde, welches über die evangelische Kirche und das österreichische General-Consulat weg im Südwesten das Panorama abschließt. Welches wechselvolle Detail von Wald, Wasserlinien, Alleen, Gärten, Culturen, stattlichen Bauten und Häuschen bis herab zur düster blickenden Batal-Dschamia mit ihrem braun oxydierten Gemäuer! Nahe der Batal-Dschamia erhebt sich das hübsche städtische Spital, und noch etwas weiter gegen Westen weht die rot-blau-weiße serbische Nationalflagge von hohem Maste. Sie ist auf dem Dache des fürstlichen Palastes aufgezogen. Dieses einstöckige, durch einen Mittel- und zwei Eckrisalite gehobene Gebäude von fünfzehn Fenstern Front erhebt sich in Mitte eines hübschen Gartens und eines englischen Parkes. Eine anschließende Rotunde enthält die Localitäten der durch zwei Geschütze bezeichneten Hauptwache. Um den im Volksmunde „Konak“ genannten fürstlichen Palast gruppieren sich im weiten Kreise, zu beiden Seiten der „Terasija“, der

größten Straße Belgrads, dessen hervorragendste Neubauten. Zunächst die durch ihre hohen Flaggenmaste und Wappenschilde gekennzeichneten verschiedenen Consulate, dann beinahe alle Ministerien und wichtigeren Administrations- und Militärinstitute. An die Mehrzahl dieser Gebäude und beinahe aller Privatbauten, welche die Lücken zwischen denselben ausfüllen, schließen sich Gärten an, welche dem ganzen, terrassenförmig von der Save aufsteigenden Stadttheile, von ferne gesehen, den Charakter eines großen Villencomplexes geben. Einen hübschen Mittelpunkt desselben könnte die gegenüber dem Senatsgebäude sich erhebende, zu Ehren der heiligen Auferstehung erbaute Garnisonskirche bilden.

Treten wir hinein in das bunte Treiben voll Mannigfaltigkeit und geräuschvoller Bewegung, welches die zum fürstlichen Palais führende „Terasija" erfüllt. Das Straßenleben Belgrads beginnt sehr früh. Zu einer Stunde, wo unsere occidentalen Damen sich noch gewöhnlich in süßen Träumen wiegen, ist bereits die Terasija das Rendezvous der Belgrader Hausfrauen, von großentheils „schwäbischen" Dienstmägden und Männern begleitet, welche persönlich die Einkäufe für Haus und Küche besorgen. Es sind dies nicht immer Männer niederen Standes, sondern oft auch Kaufleute und Beamte, die einer feilschenden Dame ein hübsches Fleischstück oder einen schönen Fisch streitig machen. Der Brennpunkt des farbenreichen Markttreibens ist ein hübscher Brunnen.

An Freitagen und in den Fasten thun Donau und Save ihr bestes, um ihn glänzend auszustatten. Prachtvolle Karpfenexemplare, Hechte, Störe und Barben

tummeln sich dann in den Bottichen der Verkäufer. Eine Fischsuppe, mit saurer Milch bereitet, gehört zu den Lieblingsgerichten der Serben; getrocknete Fische kommen von der ungarischen Theiß. Sie bilden einen bedeutenden Einfuhrartikel und werden großentheils von der Landbevölkerung während der sommerlichen Fasten consumiert. Während der letzteren spielen zunächst Bohnen, Gurken in Salz und Essig, junger Knoblauch und Kraut eine Hauptrolle. Ganze Berge dieser durch den Ritus begünstigten Gemüse werden auf den Belgrader Markt gebracht. Der serbische Landmann zieht sie selbst. Nicht so die feineren Sorten. Diese, und hierzu zählt auch merkwürdigerweise die noch ziemlich wenig verbreitete Kartoffel, werden beinahe ausschließlich von den nahe bei Belgrad angesiedelten Bulgaren gebaut oder durch Höckerinnen aus Semlin eingeführt.

Bis vor wenigen Jahren herrschte das Maismehl in den besten Küchen der Hauptstadt vor. Nicht nur zu Brot im Hause gebacken, sondern als Ljuwara mit Butter und Rahm, oder als Omelette mit Eiern zubereitet, ist es sehr beliebt. Gegenwärtig, wo die Traditionen aller Nationalspeisen durch die immer mehr vordringende europäische Küche Abbruch leiden, werden die Gewölbe, in welchen die Feinmehlsorten der österreichischen Mühlen verkauft werden, stark gesucht.

Einen sehr freundlichen Anblick gewähren die hübschen Trachten der bäuerlichen Verkäuferinnen, welche auf über die Achsel geschwungenen Steigen Geflügel aller Art zu Markte bringen. Am wenigsten appetitlich sind die zahlreichen Fleischerläden der Terasija. Auge und Nase werden

nicht selten durch bis aufs Trottoir an Haken hinausgehängte, oft ekelhafte Fleischstücke und ganz bluttriefende Lämmer beleidigt. Sie sind den ganzen Tag der Sonne und den Insecten ausgesetzt und werden nur manchmal durch ein Fliegengitter vor diesen geschützt. Zum regelmäßigen Einkauf für den serbischen Tisch gehört Lammfleisch, denn es wird in mannigfacher Weise, am liebsten mit Reis bereitet. Auf dem Lande lebt man beinahe einzig davon und der Schafskopf gilt als Leckerbissen. Dort wird auch noch viel Ziegenfleisch gegessen, selten aber Kalbfleisch; denn es ist Sünde Jungvieh zu schlachten. Rindfleisch erhält man nur in den Städten, und in einigen auch nicht alle Tage. Es schmeckt selten gut, denn das Rindvieh wird nicht gemästet, sondern größtentheils im mageren Zustande nach Österreich verkauft. Mehlspeisen, wie Pita und Guswara (Strudel) gefüllt mit Fleisch, Käse, Kraut u. s. w. werden gerne an Feiertagen, Schweinefleisch mit Sauerkraut mehr im Winter gegessen.

Mitten durch das laute Feilschen, Schreien und Fluchen — Flüche entsprechen im Gespräch der unteren Volksclassen dem nie fehlenden Paprika ihrer Gerichte — ertönen die schrillen Rufe „Mleka! Mleka!“ (Milch!) der am frühesten Morgen die Straßen durchziehenden Milchverkäufer, welcher immer zwei Kübel mit sauerer und süßer Milch an einer Stange auf der Schulter balancieren. Auch die Obstverkäufer lassen an lautem Anpreisen ihrer Ware es nicht fehlen. Alles Obst wird nach dem Gewichte, aber leider größtentheils im unreifen Zustande verkauft.

Selten vermisst man hingegen in dem wahrhaft betäubenden Gewühl auf der Terasija die Trage und

sonstiges Holzgeschirr feilbietenden Zigeuner-Nomaden. Lebhaft, lustig und zugleich melancholisch, sinnlich, rachsüchtig, über alles spottend, was anderen heilig, jeden Comfort verachtend und den Müßiggang liebend, hat der Zigeuner doch Geschick zu allem, was nicht besonderer Anstrengung und Ausdauer bedarf. Mit primitiven Werkzeugen, welche beinahe mit jenen der Steinzeit an Einfachheit wetteifern, kann er und macht er alles. Es giebt nichts, wozu er sich nicht gebrauchen läßt. In der Türkei besitzt er ausschließliches Musikmonopol. Man findet ihn aber ebenso oft in den Vorzimmern der Bojaren, Paschas und Mudire, denn er weiß sich überall, als Rosselenker, Wagner, Schmied, Schlosser, Schneider, als Diener, Koch, Schlächter, Tänzer und — Henker nützlich zu machen.

Ist der Markt zu Ende, so wird dann die von der Terasija ehemals durch die demolierte Stambol-Kapia nach der Hochschule führende Tscharschia von dem serbischen Landvolke beinahe ausschließlich beherrscht. Durch eine Reihe von Gewölben im türkischen Bazarstyle, von welchen jedes einzelne durch möglichst auffallende Schaustellung seiner Schätze die sonntäglich geputzten ländlichen Schönen anzuziehen sucht, strömt die buntfarbige Menge, ihre kleinen Einkäufe besorgend. Es sind dies gewöhnlich Gegenstände, welche man unmöglich im Hause selbst anfertigen kann.

Der Bauer vertieft sich gerne in den Inhalt eines Waffenladens. Wie dem Manne die Waffe, so erscheint jeder Serbenfrau möglichst reicher Kopf- und Halsschmuck geradezu unentbehrlich. Ob echt oder falsch, damit nimmt es die serbische Landschöne nicht genau. Um Kleinigkeiten, wegen einiger Para, wird oft eine halbe Stunde mit dem

geduldigen, all seinen Witz und Redefluss aufbietenden Kaufmanne gefeilscht. Alle übrigen, und jedenfalls solideren Herrlichkeiten ihres Anzuges, das schöne, mit selbstgefärbter Wolle gestickte Hemd, die reich ornamentierte Schürze, die buntgemusterten Strümpfe und selbst ihre Bundschuhe verfertigt die fleißige serbische Bäuerin neben ihren Feldarbeiten im Hause selbst. Die Krämer arbeiten gewöhnlich sehr wenig und begnügen sich, müßig im Gespräche vor den Laden hockend, mit dem oft sehr bescheidenen, zufälligen Erlös des Tages. Abends entwickelt sich, namentlich in erregten Zeiten, ein wütendes Zeitungslesen und Politisieren.

Öffentliche Gast- und Kaffeelocale besucht der Belgrader Kaufmann äußerst selten, wie denn ein gesellschaftliches Leben außerhalb des Hauses überhaupt in Belgrad noch bis heute nicht zur Blüte gelangen konnte. In den Gasthäusern findet man nur einige unverheiratete Beamte, Officiere, junge Männer, welche im Auslande erzogen worden sind, fremde Kaufleute und Handwerker. Man unterhält sich mit Kartenspiel, Billard und Musik. Das Nationalinstrument, die Gusla, und Liedergesang beherrschen noch immer die von Leuten der unteren Classen besuchten Wein- und Rakiaschenken. In den Kaffeelocalen der verschiedenen im europäischen Stile geführten Gasthöfe, so z. B. „zur Krone“ und „zum Hirschen“, stößt man jedoch auf böhmische und deutsche Harfenisten, Musikanten und Coupletsänger.

Eine halbe Stunde von Belgrad entfernt liegt der fürstliche Sommersitz Toptschider. Durch eine Allee schattiger Akazien gelangt man an das kleine, im türkischen Stile

erbaute Lustschloss, in dem Fürst Milosch Obrenowics am liebsten weilte, und wo er sein reich bewegtes Leben beschloss. Verehrern des Mannes, welcher durch eigene Kraft den Hirtenstab mit dem Scepter tauschte, werden des Fürsten Sterbezimmer, Todtenmaske und andere Erinnerungen an dessen letzte Tage gezeigt. In einem Saale befindet sich auch eine historische Bildergallerie, welche aber mehr durch die dargestellten Persönlichkeiten, als durch deren Kunstwert interessiert. Alle Arbeiten in den freundlichen, mit Statuen und Kiosken gezierten Gartenräumen, in Gewächshäusern, Gemüsebeeten, in der Obst- und Baumschule, sowie in der kleinen fürstlichen Musterwirtschaft werden von der in Toptschider befindlichen Colonie zur Zwangsarbeit verurtheilter Sträflinge ausgeführt. Entlang am Bache, die Höhen hinan, zieht ein prachtvoller Wiesenrasen, begrenzt von saftig-grünen Laubhölzern, welche eigentlich den größten Reiz Toptschiders bilden. In der Nähe des fürstlichen Wildparks sammelt sich an Sonn- und Feiertagen in den Lichtungen der schattigen Wäldchen und namentlich um den Krystallquell der „Hajdutschka-Tschesma“ (Hajduken-Brunnen) die Belgrader Welt bei Tanz und ländlichen Spielen, welche gewöhnlich mit fröhlichen Mahlen im Freien oder in der nahen Restauration beschlossen werden. . .

Selten findet man in einem kleinen Lande eine so reiche Mannigfaltigkeit des Costümes als in Serbien. Es gilt dies namentlich von den Frauen. Von Kreis zu Kreis, ja oft von Bezirk zu Bezirk ist ein verschiedenes Costüme üblich. Auf dem Lande sind faltige weiße Leinengewänder, ein bunter Gürtel um die Mitte des Leibes

und braune oder lichte Oberkleider von Wolltuch bei beiden Geschlechtern in Gebrauch.

Sehr einfach ist der Sommeranzug des serbischen Bauers. Er trägt als Kopfbedeckung beinahe ausschließlich den Fes, ein niederes, rotes Käppchen, großentheils ohne, seltener mit dunkler herabhängender Quaste. Das Beinkleid, weit und faltig, reicht bis an den Fußknöchel. Das Leinenhemd, an der Brust geschlitzt, wird über der Hose getragen und in der Leibesmitte mit einem, gewöhnlich rotem, Wolltuchgürtel umwunden. Auf diesen wird ein rotbrauner Ledergurt geschnallt, in dessen verschiedenen Abtheilungen ein bis zwei Pistolen, der messingene Ladstock, der Handschar, das Sacktuch versorgt, rückwärts aber die ledernen, gestickten oder metallenen Patrontäschchen befestigt werden. An der Seite rechts hängen überdies ein kurzes Messer in lederner Scheide, ein Feuerstahl und eine Fettbüchse zur Ölung der Waffen an Schnüren herab. Macht der Mann einen weiteren Weg, so zieht er ein buntgestreiftes Westchen an, hängt eine dicke, mit blauen Schnüren ausgenähte Tuchjacke oder einen Mantel um und vervollständigt seinen Waffenschmuck durch ein langes über die Schulter gehängtes Gewehr, was sein kriegerisches Aussehen nicht wenig erhöht. Die Fußbekleidung besteht aus buntgestrickten Strümpfen und Bundschuhen aus ungegerbtem Leder. Im westlichen Serbien trägt der Bauer gewöhnlich weitgeschnittene Beinkleider von braunem Tuch, welche unmittelbar unter dem Knie gamaschenartig sich verengen, mit messingenen Haften befestigt werden und so das Knie fest umschließen.

Im Süden Serbiens treten viele albanesische Elemente in der Volkstracht auf: so das weiße, um den Fes gewundene Tuch, die aufgeschlitzten Ärmel an der kurzen braunen oder schwarzen Tuchjacke, und bei Regenwetter der rote weite Mantel. Im Süd-Osten herrscht als Kopfbedeckung die bulgarische Schaffellmütze, im Osten die romanische Tracht vor.

In den Städten ist die Männertracht, soweit sie nicht der europäischen gewichen ist, eine reiche und zugleich höchst kleidsame. Dunkelblau ist die vorherrschende Farbe im Anzug. Von blauem Tuch ist das türkisch geschnittene, mit schwarzen Schnüren reich besetzte Beinkleid, die im Winter mit Pelz verbrämte, eben so reich verzierte Oberjacke. Der handbreite, mehrere Ellen lange Shawlgürtel aus Garn fest gewebt, bunt gestreift, manchmal aber von kostbarem Cachemir- oder Seidenstoff. Die Weste über dem luxuriös gestickten feinen Leinenhemde gewöhnlich carmoisinrot und mit Goldschnüren reich ausgenäht. Dem Waffengurt mit silberausgelegten Pistolen schließen sich rückwärts zwei zierlich ornamentierte Patrontäschchen vom gleichen Metalle an. Die Kopfbedeckung bildet der Fes mit langer dunkelblauer Quaste; die Fußbekleidung bunte oder weiße Strümpfe und weitausgeschnittene schwarze Lederschuhe. Ein frei herabhängendes Messer, ein Feuerstahl, Ladestock, Fettbüchschen und ein feines Sacktuch vervollständigen den Anzug des Städters.

Die Frauentracht auf dem Lande zeichnet sich durch ihre reiche Abwechslung im Kopfputze aus. Bei Belgrad trägt das Mädchen die Haare gewöhnlich von links nach rechts getheilt, und die mit Blumen und Münzen durch

flochtenen Zöpfe vom Ohre nach rückwärts gehängt. Die Haare über der Stirne werden kurz abgeschnitten und in einer fortlaufenden Reihe kleiner Schnörkeln auf dieser angeordnet. In vielen Gegenden und auch in der Stadt trägt das Mädchen ein kleines rotes Käppchen mit dunkler Quaste, um welches der Zopf von rückwärts nach vorne schräg gewunden wird. Dieser kleidsame Kopfputz wird immer durch eine Blume oder durch ein blinkendes Geldstück gehoben.

Die verheiratete Frau trägt auf dem Lande nur selten den Fes; an seine Stelle tritt eine Art mit Münzen bedeckter Helm, welcher unter dem Kinn mit Bändern befestigt wird, und von dessen Spitze ein bunt-geblumtes Tuch auf den Rücken fällt. Das Gesicht erscheint in einem förmlichen Metallrahmen, da bei den Wohlhabenden auch die Bindbänder mit Silbermünzen geschmückt sind. Im serbischen Westen trägt die Frau gewöhnlich einen tellerförmigen Kopfputz mit einem weißen, nach rückwärts in reichen Falten herabhängenden Tuche, im Poscharewazer Kreise eine vorne mit Münzen dicht besetzte Kappe, welche wenig vom Haare sehen läßt, gleichfalls mit einem Tuche, welches nach rückwärts lose herabfällt. Sehr eigentümlich ist der Kopfputz im Kruschewazer Kreise. Das Haar wird zu beiden Seiten des Gesichtes in sehr breiten Zöpfen mit künstlichen Einlagen (Chignons) und großen Münzstücken nach rückwärts gesteckt. Auf dem Scheitel wird ein aufrechtstehender, mit Straußen- oder Pfauenfedern geschmückter, diademartiger Aufsatz befestigt, von dem ein weißes Tuch und ein dicht mit Münzen besetzter Streifen bis zur Mitte des Rückens

herabfällt. Sehr hübsch, und an Italien mahnend, ist der Kopfputz im südlichen Serbien.

Das Costüme der serbischen Bauersfrau ist im übrigen trotz der verschiedensten Variationen ziemlich einfach. Das wichtigste Stück desselben bildet das lange, vom Halse bis zu den Knöcheln reichende, am Brustschlitz, den Achseln und Ärmeln reich mit bunter Wolle gestickte Hemd von starker, im Hause gewebter Leinwand. Auf dem Felde kommt selten mehr dazu, als zwei buntgestreifte Schürzen, die nach vorn und rückwärts gebunden sind, ein Leibgürtel und manchmal ein kurzes, vorn offenes, giletartiges Jäckchen. Das Oberkleid, welches nur selten im Hause getragen wird, ist ein mit bunten Streifen, Tuchrosen u. dgl. besetzter, vorne offener, ärmelloser Rock von weißem starken Abatuche. Bunte Strümpfe und Opanken bilden, wie bei den Männern, die Fußbekleidung. Das Malerische des Anzuges wird, abgesehen von dem reichen phantastischen Kopfputze, noch durch mannigfachen Schmuck: durch Perlen, Münzen in breiten Reihen, an Hals und Brust, Silber- oder Messingspangen am Gürtel, durch Armringe von Metall, oder Glasperlen, Ohrgehänge und Ringe von Silber- oder Falschschmuck, gehoben.

Die Tracht der serbischen Städterin ist ebenso reich als kleidsam und hat den großen Vorzug, dass sie beinahe gar nicht von der Mode beeinflusst wird. Nichts Reizenderes als der Kopfputz einer jungen serbischen Dame. Auf dem Hinterhaupte sitzt ein niedlicher kleiner Fes, welcher von dem schönsten, natürlichen Diadem, dem breiten, den Oberkopf umrahmenden Zopf festgehalten wird.

Blumen, und besonders gern eine knospende Rose, bilden dessen natürlichen Schmuck. Bei der verheirateten Frau ist die ganze sichtbare Oberfläche des Fes, von dem Punkte, wo sonst die Quaste befestigt wird, reich mit Gold und Silber gestickt oder spiralförmig mit eng aneinander gereihten Goldstücken, bei den Reicheren aber mit Perlenschnüren so dicht besetzt, dass der rote Stoff vollkommen verschwindet. Auch der Frau gilt ein breiter, dunkler Zopf als höchste Zierde; natürlich ist er nicht immer echt und manche Dame sucht denselben durch eingeflochtene Sammtbänder künstlich zu verbreitern. Am Hochzeitstage tritt zum Zopfe als bleibender Schmuck ein zollbreiter runder Wulst hinzu, welcher neben dem Zopfe kranzartig befestigt und mit einzeln angehefteten Goldstücken oder Juwelen geziert wird.

Noch mehr als auf dem Lande gehört zur tadellosen Kopftoilette einer vornehmen Serbin die Schminke. Zu dem schwarzgefärbten Haare und den künstlich verlängerten Augenbrauen verlangt die Sitte weiß und rot geschminkte Wangen und hochgefärbte Lippen. Zu den natürlichen Reizen gesellen sich künstliche, welche leider den frühzeitigen Ruin des Teints, der Zähne und verschiedene Krankheiten zur Folge haben, da die Färbemittel selten rein sind, sondern oft gefährliche Gifte, Bleipräparate und Sublimate enthalten.

Wie der Kopfputz ist auch die Bekleidung des Oberleibes vollkommen orientalisch. Ein leicht gewebtes, reich gesticktes Hemd bedeckt den Oberkörper, welcher besonders bei den Mädchen noch durch ein über die Schulter geworfenes, nach vorn gekreuztes Seidentuch bedeckt wird. Unser

Mieder ist in Serbien noch wenig gekannt. Der sehr kurze Schnürleib reicht nicht hoch hinauf; in hygienischer Beziehung hat also dieser Theil des serbischen Frauenanzuges vor der Pariser Fashion seine Vorzüge. Auf dem Kreuzungspunkte des Umhängtuches ist bei dem Mädchen gewöhnlich ein kleines Blumenbouquet, bei den Frauen, weniger poetisch als blendend, ein Goldstück. Es bildet den Abschluss der vielen Korallen-, Perlen- oder Ducatenreihen, welche den beliebtesten Halsschmuck serbischer Damen bilden. Besonders kleidsam ist der Schnitt des Oberjäckchens von schwerem, einfärbigem, grünem, blauem oder Rosa-Seidenstoff. Seine nach unten weitgeschlitzten Ärmel lassen die feingestickten Ausgänge des Hemdes sehen; es ist reich mit Gold und Silber gestickt, läßt den Oberkörper frei und reicht bis zur Leibesmitte. Um letztere wird eine schwere brocatene Schärpe geschlungen, deren reich ornamentierte Enden nach vorn über den buntseidenen Rock von europäischem Schnitt lang herabfallen. Ein oft goldgesticktes Sacktuch, ein Fächer, Bouquets, breite Armbänder, möglichst viel Ringe, vervollständigen die bunte Toilette.

Im Winter hüllt sich die serbische Stadtdame in ein mit Pelz verbrämtes Tuch-Oberkleid, welches im Schnitte den Linien des Anzuges folgt. An den Rändern wird es häufig mit Gold- oder Silberschnüren benäht. Die lebhaften ungebrochenen Farben sind in der serbischen Damenkleidung ebenso vorherrschend wie der dunkle Grundton im Anzuge des Mannes.

Wie wohnt der Serbe? Im Gegensatze zu den oft stattlichen Bauten Belgrads und einiger Kreisstädte

sind die Wohnhäuser in den kleineren Flecken und auf dem Lande sehr primitiver Art. Das Gebäude besteht immer aus einem Gerippe roh mit der Axt behauener, vertical, horizontal und schräge ineinandergefügter Pfähle, deren Zwischenräume mit Lehmziegeln ausgefüllt werden. Die so hergestellten Außenmauern umschließen einen Raum von 15 Schritt Breite und 15 bis 20 Schritt Länge. Im Innern wird dieser Raum durch Zwischenwände zwei- bis dreimal getheilt. Die Hauptthüre führt in den mittleren und größten Theil des Baues. Er dient als Küche und ist, im Gegensatze zu den beiden anschließenden kleinen Wohnstuben, ohne Oberdecke, um dem Rauche leichteren Ausgang durch die im Dache befindliche Öffnung zu gestatten. Wenn feuchtes Wetter den Rauch niederdrückt, ist dieser der ganzen Familie zum Versammlungsort dienende Bau ein wenig angenehmer Aufenthaltsort. Nur Gewohnheit vermag ihn erträglicher zu machen. Die ursprünglichste Bedachung der Häuser mit Stroh oder Holz ist im Osten Serbiens dem Ziegeldache gewichen. Das Innere des eigentlichen Wohnraumes sucht der Serbe in seiner Weise möglichst wohnlich einzurichten. Der Estrich wird mit Rohrmatten und bei den Wohlhabenden mit im Hause gewebten Teppichen belegt. Diese mit einigen Kissen bilden gleichzeitig das nächtliche Lager. Bettstellen und Schränke sind äußerst selten. Die besseren Kleider werden in Truhen aufbewahrt, welche, bunt bemalt, einen bedeutenden Einfuhrartikel aus dem siebenbürgischen Kronstadt bilden. Auch Sessel mit Lehnen sind in Bauernhäusern kaum gekannt. Ein niederer Schemel auf drei Füßen vertritt ihre Stelle.

Nur hie und da findet man einen Ofen. Hingegen setzt jedes bessere Haus seinen Stolz darein, ein möglichst bunt coloriertes Bild des Schutzpatrons zu besitzen. Eine Zinnlampe hängt vor demselben, neben dieser gewöhnlich eine Gusla und als Hauptzierde der Waffenschmuck der Männer des Hauses. Manchmal schmücken auch das Porträt des Fürsten, Lithographien alter serbischer Helden, dann einige bunte Trinkgläser, Geschirre und Zinnteller auf einem schmucklosen Wandbrette die weißgetünchte Mauer.

Der Schutzpatron eines Hauses ist von ganz besonderer Bedeutung, weil die Serben weder den Namenstag, noch den Geburtstag, sondern den Tag des Schutzpatrons der Familie feiern, von dem man, nächst Gott, alles Gute für Haus, Hof und Feld erwartet. Diese Feier ist bei den Serben unter dem Namen der „Slawa" bekannt und gilt so viel, dass auf der Balkanhalbinsel die Slawa-Feier als ein Charakteristikum der Serben angesehen wird, welches sie von den übrigen Südslaven in fast ausschließender Weise unterscheidet.

Der häuslichen Slawa-Feier geht ein feierlicher Gottesdienst in der Ortskirche voraus. Im Hause selbst bilden Gelage den Hauptbestandtheil der Feierlichkeiten, zu denen nur die Verwandten, die Kume (Pathen), Pobratime (Verbrüderten) und besten Freunde geladen werden. Treten wir in ein Haus, in welchem die Slawa gefeiert werden soll.

Das Haus wurde schon am Tage zuvor zum würdigen Empfange der Gäste gescheuert und manchmal mit Grün und Blumen, am liebsten mit dem aus Ostindien und

Persien stammenden Basilicum geschmückt. In der Mitte der großen Wohnstube des Starjeschina (Hausältesten) hat man aus frischgespaltenen Brettern eine lange Tafel auf niederen Füßen errichtet. Das Speiseservice besteht in einigen buntbemalten irdenen oder hölzernen Tellern, einigen Holzlöffeln, Gabeln — ein Messer führt jeder Serbe stets bei sich — und einem Salz- und Paprikafäßchen. Die Mitte des Tisches nimmt ein großes Brot von runder Form ein, das in dem religiösen Theile der Feier die Hauptrolle spielt und nach der liturgischen Vorschrift einzig nur aus Weizenmehl bereitet werden darf. Seine obere Seite erhält durch das Aufdrücken eines Modells ein erhabenes Kreuz und die Initialen der Worte „Jesus Christus“, seine Kehrseite aber, nachdem es gebacken, einen Kreuzschnitt.

Als wir gleichzeitig mit dem Popen in die Stube eintraten, war die Versammlung bereits vollzählig. Man hatte sich gegenseitig begrüßt, und nach serbischer Sitte beim Eintritt auf beide Wangen geküsst. Auf der Mitte des Brotes, wo sich die beiden Kreuzlinien berühren, war eine hohe dünne Wachskerze aufgesteckt; an diese wurden in halber Höhe zwei kleinere angeklebt, so dass sie angezündet, einen Trikir, das Sinnbild der h. Dreifaltigkeit darstellten. Neben dem Brote stand ein Krug mit Wein gefüllt, welcher als gleich unentbehrlich zur religiösen Ceremonie gehört.

Bekleidet mit dem Epitrachilion — einem Gewande, das der Priester um den Nacken trägt, und ohne welches er keine gottesdienstliche Handlung verrichten kann — stellte sich der Pope an die östliche Schmalseite des Tisches.

Ihm schloss sich zur Linken der Starjeschina, diesem der älteste Sohn des Hauses mit den männlichen Familiengliedern an. Zur Rechten des Popen standen die Kume, die nahen Verwandten und geladenen Gäste; die Frauen füllten den Hintergrund der Stube aus. Der Pope eröffnete die Feier mit dem Ablesen eines langen Gebetes, in der monotonen, aber eigentümlich feierlichen Weise der orthodoxen Liturgie. Hierauf weihte er unter fortwährendem Beten mit einem Rauchgefäße das hl. Brot ein. Er rief dabei Gottes und des Hauspatrons Segen auf das Haus herab, „dass die Ähren so hoch wachsen mögen, als die Decke dieses Zimmers“ und ähnliche fromme Bitten folgten nach. Wohlriechende Thymiandüfte erfüllten die Stube und zogen hier und da, angestrahlt vom hellen Kerzenschimmer, in kräuselnden Wolken Aureolen um die durch tiefe Andacht verschönten Köpfe der einfachen Naturmenschen.

Der Starjeschina nahm die Kerzen ab, griff dann nach dem Brote und brach es gemeinsam mit dem Popen in zwei Hälften, nachdem sie es unter Absingen der vorgeschriebenen Lieder dreimal in den Händen gedreht hatten. Hierauf begoss der Pope das Brot mit Wein; der Starjeschina und Kume sogen diesen mit den Lippen auf und brachen sodann die beiden Hälften nochmals. Nach dem Herkommen erhielten nur der Pope, der Starjeschina und die Hausfrau Theile des geweihten Brotes, während die Gäste nach den übrigen Broten des Tisches langten.

Die liturgische Feier war zu Ende. Der Pope entledigte sich seines Epitrachilions und nahm den Ehrensitz

bei dem nun folgenden Mahle ein. Es begann mit einer warmen, sauren Ragoutsuppe, welcher Fische, Bohnen, Käse, Obst und Kaffee folgten; zum Trunke wurde Raki und Wein gereicht. Während des Mahles brachte der Pope einen Trinkspruch zu Ehren Gottes aus. Der Hausherr folgte mit einem Toaste auf das Wohl seiner Gäste und insbesondere des Fremden, der — es wäre von guter Vorbedeutung für sein Haus — dasselbe gerade am Tage des Heiligen betreten habe. „**Mnogaja ljeta**," „Noch viele Jahre!" erscholl im Chore der immer schöne serbische Rundgesang, abwechselnd mit Trinksprüchen auf das Wohl des Hausherrn, des Kume, der Freunde, welch allen aber jener auf das „lange Leben" des gospodar (Landesherrn) vorausging. Der Frauen wurde jedoch — es ist charakteristisch für deren sociale Stellung — mit keinem Worte gedacht.

Trink- und Segenssprüche dürfen bei keinem serbischen Mahle fehlen. Sie übersprudeln oft von schönen Bildern und poetischen Gleichnissen, und in dem einfachsten Serben findet man oft etwas von dem dichterischen Naturell, welches die Sänger von Profession, die blinden Guslare, auszeichnet. Ein solcher Trinkspruch lautet: „Auf Dein Wohl, Bruder Hausherr! Mit Hilfe Gottes und im Namen Gottes haben wir uns versammelt, um Deinen Ruhm zu mehren und Deinen Wein zu mindern! Möge Dir Gott dafür geben Weizen über Weizen, und Korn über Korn! Wenig mögest Du säen, viel aber ernten und alles verzehren mit Deinen Kumen hier an Deinem Tische und zum Lobpreis Gottes, und nicht vergessen, Deine Freunde dazu einzuladen! Möchte er Dein Haus schmücken,

Deine Erde segnen, Deine Herde mehren, und möge sie Dir Käse schütten, wie die Mühle Mehl schüttet, und Du Gäste bewirten und Gott loben, stets einschenken und ein leeres Fass haben! Mögen Dich Deine Brüder lieben, und Freunde aus allen Enden des Landes bei Dir einkehren und Dir bringen Liebe, Lob und Leben, und möge jeder Schritt, den Du aus Deinem Hause thust, Dich in dasselbe zurückführen, mit Ehre, Segen und Glück! Möge das Thor, durch welches Freunde zu Dir kommen, offen stehen allezeit; das Thor aber, durch welches die Feinde ins Haus wollen, mit Disteln verwachsen! Möge Gott Dir ferne halten glimmende Asche, treulosen Freund, türkischen Vogt und jegliches Unheil! Und nun dieser Becher mir, der andere Dir!"

Nach dem Mahl finden sich die Anwesenden zum Tanz und Gesang zusammen. Die Jüngeren ergeben sich dem nationalen Kreistanze, Kolo, die Älteren wagen ab und zu auch ein Tänzchen, trinken dann drauf los und hören den Volksliedern zu, die entweder von der Jugend gesungen werden oder die ein alter Guslar vorträgt, wobei er am liebsten aus der nationalen Geschichte, von der Heldenzeit des serbischen Volkes, vom Hercules der Südslaven, dem Kraljevics Marko, Lieder zu singen pflegt. Neben der Kirche, an einer Brücke auf einem freien Wiesenplane nimmt der Sänger Platz und seine Gusla, ein mit Rosshaarsaiten bespanntes, der Mandoline ähnliches Instrument, lässt vorerst zur Einleitung ein einfaches, melancholisches Präludium vernehmen. Dann folgt der Gesang mit dem einförmigen Vortrage, mehr recitierend als singend, in langgezogenen Tönen nach.

Nach der Sage war Kraljevics Marko der Sohn des Wukaschin, des Despoten von Serbien. Schon seine Jugend war durch Heldenmut und glorreiche Thaten verherrlicht und erst nach seines Vaters Tode, der 1371 nach einer gegen die Türken verlorenen Schlacht als Flüchtling von einem treulosen Diener erschlagen wurde, büßte er seinen früheren Ruhm ein, da er sich mit den Moslims vereinigte und unter dem roten Banner Bajasid I. gegen Mirza, den Ban der Walachei, kämpfte. Trotzdem wurde das Volk nicht müde, seine Heldenthaten zu besingen. Die Mythe läßt ihn 300 Jahre leben, und zur Stunde sagt jeder Serbe noch: Held Marko schlafe und werde jählings wieder erwachen. Unzertrennlich von der Gestalt des Helden ist die seines Pferdes Scharaz, dem aus den Hufen lebendiges Feuer, aus den Nüstern blaue Flammen sprühen. Zu der Schnelligkeit des Renners giebt ihm die Sage noch als wunderthätige Waffe eine Lanze, die er wirbelnd in die Luft zu schleudern weiß, und eine sechsgezackte Keule, die 96 Oka an „kaltem Eisen, weißem Silber und gutem Golde“ wiegt.

So ausgerüstet tritt Marko in die Welt. Noch kennen ihn die Wojwoden nicht und nennen ihn den „Schwächsten“. Doch als er im Zweikampfe den Mohren Sekula besiegt, der sich mit einer schlanken Tanne Kühlung zufächelte, hat sich Marko für alle Zeiten den Ehrennamen „der Stärkste“ erworben. Er fügt nun Heldenthat an Heldenthat. Seine Mutter Euphrosine, die mit ihm die weiße Feste Prilip in Macedonien bewohnt, klagt über des Sohnes unersättliche Thatenlust:

„Schwer schon wird's für Deine alte Mutter
Immer blut'ge Kleider nur zu waschen.“

Doch Marko eilt weiter, um Philipp Madjarlia zu strafen, der geschworen, mit Markos Haupte die Zinne der Festung Karlowitz zu krönen. Er reitet zu Philipps Burg und als des Feindes Gattin Andjela ihn hart anläſst:

„Schlug mit seiner Hand sie in das Antlitz,
Schlug ihr mit dem Ring an seinem Finger
Eine Wunde in das weiße Antlitz;
Machte locker ihr drei weiße Zähne,
Riſs drei Bänder blanker Goldducaten
D'rauf herunter ihr vom weißen Halse,
Warf den Halsschmuck auf den Hals des Scharaz"

und als Philipp ihn verfolgt, um die Schmach der Gattin zu rächen, wendet Marko schweigend sein Roſs um und empfängt des Feindes Keulenschlag ohne Schaden und Gegenrede.

„Gieb zur Ruhe Dich, mein Ungarsöhnchen,
Wecke nicht auf meinem Kleid die — Flöhe!"

ruft er ihm spottend zu und unter der sausenden Keule Markos stürzt Philipp in zwei Theile gespalten zu Boden, und zwar so getroffen, daſs auch der Marbelstein, auf den er fällt, in Trümmer und Splitter sinkt.

Nicht immer nehmen Markos Abenteuer einen so blutigen Ausgang; auch freundlichere Motive finden sich in ihnen vor und eine sanftere Empfindung bewegt die Herzen der Hörer, wenn sie dem Gesange von Markos Ritt mit seinem Freunde Mirosch durch das grüne, sommerliche Gebirge lauschen. Er bittet seinen Begleiter um ein Lied; Mirosch sagt zu, obwol die weiße Wile (Fee) Rawisojla, eine liebliche Nymphe des Waldes, ihm verboten hat, seine herrliche Stimme zu erheben, fürchtend, diese könnte an Glanz und Fülle die ihrige übertreffen. Er

versucht also der Waldgöttin Verbot zu übertreten; zuerst leise und zagend, dann mächtig anschwellend rollen die Töne über die Wipfel. Bevor aber sein Lied noch erstorben, hat ihm die eifersüchtige Nymphe schon das Herz mit einem giftgetränkten Pfeile durchbohrt. Da eilt ihr Marko auf Sturmesflügeln nach:

„Vorwärts, Schecke, meine rechte Hand Du;
Hol' mir ein die Wile Rawisojla.
Will mit blankem Silber Dich beschlagen,
Blankem Silber und gediegnem Golde —
Will Dich bis ans Knie mit Seide decken,
Von den Knien mit Trobbeln bis zum Hufe,
Will die Mähnen Dir mit Gold durchflechten,
Will verzieren sie mit edlen Perlen.
Doch so Du mir nicht erreichst die Wile,
Will ich Dich auf beiden Augen blenden,
Will Dich lähmen an allen Füßen
Und Dich in der Öde hier verlassen,
Dass Du irren sollst von Tann' zu Tanne."

Nach solcher Rede entfesselt der Scharaz seine Riesenkraft; er fliegt der eilenden Wile nach und erreicht sie am Waldesrande. Sie breitet ihre Arme aus und will zum Himmel entfliehen, doch Marko wirft ihr die gewaltige Keule nach, reißt sie zur Erde zurück, wo er sie dann zwingt, wunderthätige Kräuter zu sammeln, mit welchen sie des Freundes Wunde verbindet und heilt.

Nachdem Marko noch eine Reihe von Heldenthaten vollbracht, ereilte auch ihn das Misgeschick, indem er in die Gefangenschaft des tatarischen Königs Hasak gerät. Schon schmachtete der Held seit vielen Tagen in seinem Kerker, als des Königs Tochter endlich um Gnade für ihn fleht; doch Hasak gab ihr die grauenhafte Antwort,

die allein eines wilden Volkes Phantasie dem Liede einverleiben konnte:

„Nimmer will den Serben ich entlassen!
Halten will ich ihn durch neun der Jahre,
Bis des Kerkers Schlangen ihm die Augen
Ausgesaugt, und die Scorpione
Ihm das weiße Angesicht verstümmelt;
Bis ihm abgefallen von dem Leibe
Seine Heldenbeine an den Knien;
Und die Heldenarme von den Schultern.
Und wenn Marko solche Pein erduldet,
Will ich hin ihn setzen auf die Straße
Als den blinden Bettler ohne Führer,
Dass er bettle um die karge Nahrung."

Nur die Liebe hilft; die Königstochter erlöst ihn mit Hilfe seines Freundes Doicil, und Marko zieht wieder nach Prilip.

Kurze Zeit darauf schmachtet Marko wieder durch drei Jahre im Kerker des Kaisers in Stambul. Die Sage läßt ihn vor dem Sultan erscheinen, als in der allgemeinen Not niemand den Albanesen Mußa zu bekämpfen wagt, der von seinem Schlosse an der Küste aus raubend und verheerend das Land durchzieht. Marko erscheint; ihm hing das Haar bis zur Ferse und verhüllte so seinen ganzen Körper; des Kerkers Moder hatte ihn verwildert, so dass er grau geworden wie das Gestein. Er verspricht den Kampf und stärkt sich durch drei ganze Monate mit jeder Speise und jedem Trank. Das Schwert, das ihm geschmiedet wurde, vermag seine Riesenkraft noch zu brechen und des Waffenschmiedes Arm fällt zur Strafe dafür unter einem einzigen Streiche. Endlich zieht er aus, kämpft einen halben Sonntag mit Mußa und fast von diesem unterjocht ruft er die Wile Rawisojla zur Hilfe an. Sie fliegt

zu ihm herab, um mit ihrer bezaubernden Schönheit des Mußa Blick zu fesseln; dieser sieht nach ihr — und Markos Schwert senkt sich indessen tief in des Riesen Herz. Den nach Stambul Zurückgekehrten will der Sultan mit hundert Goldducaten belohnen; er weist das Geschenk zurück, erbittet sich aber für ein ganzes Jahr volle Trinkfreiheit bei Stambuls Wirten, und treuherzig sagt darum das Lied:

„Weilte Marko noch eines Jahres Tage,
Blieb kein Tropfen Wein in Stambul übrig."

Endlich empfindet auch Marko Liebe im Herzen; die Sehnsucht nach einem häuslichen Herd verfolgt ihn auf allen Zügen, die aber nicht immer von günstigen Erfolgen begleitet waren. Es scheint, dass seine reckenhafte Erscheinung wenig angethan war, Liebe zu erwecken. Nach mehreren ärgerlichen und hoffnungslosen Versuchen will Marko Rosanda heimführen, die Schwester des Landeshauptmanns Leka, die schlankste und herrlichste Schönheit ihres Landes, selbst die Wile an Reiz und Anmut übertreffend. Mit Marko werben noch zwei Serbenfürsten um das Mädchen, Milosch, der blühendste unter allen Helden, und Ralja, der Beflügelte.

Leka empfängt die Freier mit ehrender Auszeichnung in seiner prächtigen Feste. Als er das Begehren der Helden angehört, zaudert er Rosanda zu rufen, denn vierundsiebenzig Freier hat sie schmähend schon zurückgewiesen, doch auf des Bruders Bitte erscheint sie, von ihren Frauen umgeben. Sie hört den Wunsch der Wojwoden, weist aber mit stolzen beleidigenden Worten die Bewerber zurück, an jedem Namen einen Makel findend, unfähig ihn mit dem ihrigen zu verbinden. Die Helden schweigen; Leka

wagt kein Wort zu erwidern, denn in Markos Augen glüht die Zornesfackel. Er sieht Marko zum Hof hinabsteigen, wo Rosanda lachend sich vergnügt; Marko sagt ihr süße Worte und fleht, nur einmal ihr Angesicht sehen zu dürfen. Sie richtet den stolzen Blick auf ihn, doch nur um das Schwert zu sehen, das ihre schöne Rechte vom Arme trennt, den scharfen Dolch, der ihre kalten Augen mit seinem Feuer durchbohrt.

So rächt Marko die Antwort der übermütigen Schönen. Doch bald der Schmach vergessend, die ihm geworden, wirbt er, auf seiner Mutter Bitte, um Widosawa, die Tochter des Bulgarenkönigs Schischman. Er erhält ihre Hand, führt sie in reichem Hochzeitszuge nach der Feste Prilip, freut sich dann ihrer Treue dem Verrate des Freundes gegenüber, der sie noch als Markos Braut an den Dogen von Venedig verkaufen wollte. Fortan schmückt die Phantasie des Volkes das häusliche Leben Markos mit einer Reihe reizender Züge, die wie milde Sonnenstrahlen das Heldenleben des rauhen Mannes durchleuchten. Widosawa wird so das sänftigende, ausgleichende Princip im Leben Markos. Dafs Marko die Heiligkeit der Ehe und ihre Würde aufrecht zu halten wufste, beweist die schöne Antwort, welche er dem Türkenhelden Halil-Aga gab, als dieser von Marko im Wettschießen mit dem Pfeile Tataranka, den neun Habichtfedern schmücken, besiegt, dem Gegner sein Schlofs und seine Gattin als Siegespreis anbieten will:

„Nicht bedarf ich deiner Gattin,
Denn bei uns nicht ist's wie bei den Türken,
Wo die Sclavin ist gleichwie der Gattin.
Habe selbst zu Prilip eine Gattin,
Schön gleich Deiner, Namens Widosawa."

So setzt sich aus vielen losen Zügen ein schönes, in kräftigen Umrissen gezeichnetes Lebensbild Markos zusammen. Er erscheint als ein treuer Mann, voll überquellender Empfindung, vertrauend auf seine märchenhafte Kraft und zu ursprünglich angelegt, um bei der Verteidigung seines Rechtes oder Landes eine Grenze seiner Grausamkeit zu kennen. Beg Constantin hat Marko nur drei schlechte Thaten vorzuwerfen und selbst in deren Erfindung zeigt sich die schlichte, fromme Gesinnung eines noch in unverdorbenen Begriffen befangenen Volksstammes. Marko wies einst zwei Arme von seiner Thüre, als sie aber wiederkehrten in prächtigen Gewändern, gab er ihnen den Ehrensitz im Hause; dann setzte er zwei Greise an das untere Ende seines Tisches, weil sie in schlechte Gewänder gehüllt waren, und endlich — das Schmählichste von allem — er gab ein Fest und lud nicht Vater und Mutter, „um zuerst vom Weine mit ihm zu trinken".

Der Vorwurf dieser drei Thaten verfolgt auch den Helden durch die letzten Lebensjahre. Seine Kraft nimmt ab und sein Arm vermag nicht mehr die sechsgezackte Keule zu schwingen. Er liegt schwer krank im Schatten eines Baumes; nur ein Habicht bringt dem Helden in seinem krummen Schnabel Wasser und breitet seine Flügel schützend über Kraljevics Marko.

Noch einmal erstarkt Marko, im kurzen Aufleuchten seiner Lebenskraft. Endlich sind die 300 Jahre vorüber und dem alternden Helden naht die letzte, vom Volke märchenhaft ersonnene Stunde. Er reitet auf seinem getreuen Renner ins Gebirge Unwina; dem Scharaz fallen große Thränen aus den Augen und die Wile deutet das seltsame Zeichen auf Markos nahe Sterbestunde.

Sie führt ihn zu einem Brunnen auf einsamer Tannenhöhe und in dessen klaren Fluten erblickt Marko sein erblassendes, entstelltes Angesicht. Hierauf tödtet Marko den Scharaz, den er durch 160 Sommer geritten, zerbricht den Säbel in vier, die Lanze in sieben Theile, streut sie über die Wipfel der Bäume und wirft die Keule über alle Berge — weit hinaus ins uferlose Meer.

„Wenn einst die Keule aus dem Meer gelangt,
So mag auch wieder dieser Sonne Licht ein Knäblein schauen,
Der zum Helden wird gleich wie der Marko"

singt der sterbende Recke und theilt noch sein geringes Vermögen in drei Theile — das Testament neben sich auf den grünen Rasen legend. Den ersten Theil bestimmt er für sein Begräbnis, den zweiten für die Kirche, den dritten für die Lahmen und Blinden, „dass sie das Land durchwandern und des Marko noch im Lied gedenken". Dann legt er sich ruhig auf des Brunnens Rand, um dort zu sterben.

„Lügnerische Welt, du falsche Blume, schön rot warst du!" ruft er noch einmal der sinkenden Sonne zu und dann bricht sein Auge. Die Vorübergehenden weichen scheu zurück, denn sie fürchten den gewaltigen Helden zu wecken, der wie schlafend daliegt. Nur der Abt von Swetoganaz erkennt die Wahrheit, theilt Markos Vermögen nach des Verstorbenen Willen und begräbt ihn auf dem heiligen Berge in der Siledankirche.

„Doch kein Zeichen setzte er dem Helden,
Dass von seinem Grabe niemand wisse,
Und kein Feind sich räche an dem Todten."

Mit diesem sinnig gedeuteten Verschollen- und Vergessensein schließt der Sagencyclus des Marko Kraljevics — ein schönes Denkmal nationaler Dichtung, wie es sonst

nur wenige Sprachen in ähnlicher Kraft und Schönheit bewahren.

Den Sagen vom Kraljevics Marko gehen historisch die Volkslieder voraus, welche den Sturz des serbischen Reiches in der Schlacht von Kosowo-Polje (Amselfeld) besingen. Heute, wie seit Jahrhunderten, ist Kosowo ein Schlagwort unter den panserbischen Patrioten, welche meinen, dass mindestens bis nach Kosowo die Fahne der Befreiung getragen werden müsse. Aber nicht nur bei den Serben, auch bei den Magyaren ist das Amselfeld ein gleich unheilvoller und historisch denkwürdiger Name. Serben wie Magyaren kämpften dort entscheidende Schlachten, denn sie wussten, dass nur jene Macht über den Westen der Balkanhalbinsel herrschen kann, welche das Amselfeld in Händen hat. Die welthistorische Wichtigkeit dieser Stätte von einigen Quadratkilometern ist nicht das Ergebnis zufälliger Einwirkungen, sondern die notwendige Folge einer geographischen Situation, wie sie in Europa kaum mehr wiederkehrt. Im Norden, Westen und Süden von den stets beschneiten Gipfeln des Kopaonik, der Prokleta-Planina und des Schar-Dag eingesäumt, von denen die beiden letzteren an 3000 Meter hinanreichen, ist das Amselfeld auch gegen Osten durch die Höhen des Kara-Dag kesselförmig abgeschlossen. Das hiedurch entstehende, zwischen den Städten Prisren, Ipek, Prischtina und Katschanik gelegene Becken wird durch einen niederen und breiten, von Prisren gegen Mitrowiza streichenden Höhenrücken in zwei Theile getheilt, deren östlicher Theil bei Prischtina vorzugsweise das Amselfeld genannt wird.

Diese ungewöhnliche orographische Bildung enthält in Folge ihrer unmittelbaren Nähe bei drei Hochgebirgsstöcken

und divergierenden Stromgebieten, zugleich die Wasserscheiden für nicht weniger als drei Meere, und zwar für das Adriatische, das Ägäische und das Schwarze Meer. Der westwärts gegen Scutari gewendete Drin, die nördlichsten Zuflüsse des bei Salonich sich ergießenden Wardar und das fächerartig ausgebreitete Quellgebiet der Morawa — alle diese Gewässer entspringen in den fruchtbaren Thalfurchen des Kosowo-Polje und es giebt mehrere Stellen, wo der Reisende kaum wahrnimmt, dass er eine Hauptwasserscheide überschritten hat. Eine besonders seltsame Formation dieser Art ist die tiefe Einsattelung zwischen Katschanik und Warosch mit einer relativen Erhebung von nur wenigen Metern, welche einen Theil der Wasserscheide zwischen dem Ägäischen und dem Schwarzen Meere bildet und von der Straße wie von der Eisenbahn Salonich-Mitrowiza mit Leichtigkeit überschritten wird.

Ein gutbevölkertes, fruchtbares Becken, dessen Thalsohlen die durchschnittliche Höhe von 1500 Fuß erreichen, eine Fläche, von der Straßen und Thäler nach allen Weltrichtungen ausgehen, musste von allen Heeres- und Völkerzügen heimgesucht werden, welche sich im Laufe der Zeiten über die westliche Hälfte der Balkanhalbinsel ergossen, und nach wie vor wird nur der Herr des Amselfeldes auf die Dauer auch der Beherrscher Bosniens, Albaniens und Macedoniens sein und bleiben können.

In unmittelbar vorosmanischer Zeit war das Amselfeld nur von Serben bewohnt und bildete einen Theil Rasciens, zu dem auch das heutige Paschalik von Nowibasar gehörte. Infolge unerträglichen Druckes der türkischen Herrschaft verließen im Jahre 1689 unter dem Patriarchen Arsenije Tschernojevics 37.000 serbische Fami-

lien ihre Heimat und zogen über die Donau, wo sie dann in Slawonien, in der Batschka, im Banat, bei Ofen und bei Komorn neue Wohnsitze erhielten. Patriarch Arsenije III. übertrug seinen Sitz von Ipek (Petsch) nach Karlowitz, so dass der heutige Patriarch von Karlowitz umsomehr als der legitime Nachfolger des altserbischen Patriarchen anzusehen ist, weil nach dem Belgrader Frieden im Jahre 1739 eine weitere serbische Emigration aus Nowibasar, Uschiza und Nisch unter Arsenije Jovanovics folgte, und sich erst in späteren Zeiten der Phanar des Bischofssitzes von Ipek bemächtigte. Heute sind die Bewohner des Amselfeldes der überwiegenden Mehrzahl nach, wie überhaupt in ganz Altserbien, Albanesen. Diese bilden nicht nur zum Theile den vielbesprochenen Keil zwischen Serbien und Montenegro, sie verhindern auch jede weitere Ausbreitung des serbischen Elements gegen Süden, seit sie im ethnographischen Sinne Herren des Amselfeldes geworden sind. Das serbische Volkslied träumt freilich noch von Kosowo und der Zarenstadt Prisren — allein Kosowo ist arnautisch und mohamedanisch geworden und die Stadt Prisren zählt heute kaum mehr als hundert serbische Familien.

Die interessanteste Stätte des Amselfeldes ist wol die blutgetränkte Thalebene südwestlich Prischtina, am rechten Ufer der Sitniza, wo die großen Schlachten gegeschlagen wurden, und welcher Ebene ganz allein im historischen und poetischen Sinne der Name Kosowo-Polje zukommt. Etwa eine halbe Stunde nordwestlich von Prischtina liegt das Mausoleum (Türbeh) Sultan Murads I., welcher nach der Schlacht von Kosowo durch die Hand des Serben Obilics fiel. Des Sultans Leiche liegt irgendwo in Kleinasien begraben und in dem Türbeh zeigt ein Scheich

bloß die Waffen und Kleider, welche Murad in der Schlacht getragen haben soll. Das Türbeh ist ein schmuckloser Bau, von einer kleinen Kuppel überwölbt, und die nackten weißen Wände sind nur mit türkischen Gebetinschriften geschmückt. Prischtina ist eine vorwegs mohamedanische Stadt von 10.000 Einwohnern mit einem Dutzend Moscheen und zahllosen Minarets, angeblich eine Gründung der Witwen der in der Schlacht von Kosowo gefallenen Türken. An jeden Stein und jede Flur der Thalebene bei Prischtina knüpft die serbische Volkssage Erinnerungen an die vergangene Größe und Herrlichkeit des serbischen Reiches und an die Gewaltthaten, welche das Volk nach der Entscheidungsschlacht von den Türken zu erdulden hatte. So giebt es eine Flur der Gehenkten, der Gepfählten, der Lebendigbegrabenen, und die locale Volkssage erzählt, dass sich Sitniza, Morawa und der Drin am St. Veitstage, dem Jahrestage der Schlacht, blutigrot färben — bis das Türkenjoch abgeschüttelt sein wird.

Bekanntlich erzählt die serbische Legende, dass die Schlacht am 15. Juni 1389 hauptsächlich durch den Verrat des Wuk Brankovics verloren ging. Brankovics ist seit jenem Tage unter den Serben die aphoristische Bezeichnung für jeden Landesverräter geworden, wenngleich mit großem Unrecht, da die ernste Geschichtsforschung bisher keinen einzigen sicheren Anhaltspunkt für den mythisch überlieferten Verrat zutage gefördert hat. Im Gegentheil hat der aufgefundene schriftliche Verkehr des Brankovics mit der Ragusaner Republik ergeben, dass er ein kluger und vorsichtiger Mann war und niemals nach dem Throne Knes Lasars, des damaligen Serbenbeherrschers, getrachtet habe. Sicher ist nur soviel, dass

das Heer der christlichen Verbündeten, „der Ungläubigen der sieben Zungen“, wie es Seat-Eddin, der türkische Chronist nennt, dem Heere Murad I. beiweitem überlegen, dass aber weder Knes Lasar, noch sein Reich und Volk im Stande waren, den anstürmenden Osmanen Widerstand zu leisten, die ja schon drei Jahre vorher die Serben zu einem schmachvollen Frieden bei Nisch gezwungen und das bulgarische Reich unterjocht hatten. Knes Lasar war ein bescheidener, gerechter und friedliebender Regent, der aber weder seiner schweren Zeit, noch den endlosen Zwistigkeiten gewachsen war, welche das Innere seines Reiches zerstörten. Es ist demnach kein Wunder und eine Thatsache, die sich in der Geschichte aller Reiche wiederholt: dass ein Volk, das um seine Selbständigkeit kommt, die Schuld nicht sich, sondern einem seiner Heerführer oder Regierungsmänner zuschreibt, der Land und Leute um ein Stück Geld dem Feinde verraten haben soll.

Das Schlachtfeld von Kosowo bildet eine von leicht ansteigenden Höhen begleitete Ebene, welche von der Sitniza in eine östliche und westliche Hälfte getheilt wird. Auf dem rechten Ufer, den Rücken gegen Norden gekehrt, standen am 15. Juni 1389 die Serben. Knes Lasar befehligte das Mitteltreffen, sein Eidam und Neffe Wuk Brankovics, der angebliche Verräter, den rechten, und König Twrtko von Bosnien den linken Flügel; die Hilfstruppen der Magyaren, Bulgaren und Herzegowiner bildeten das Hintertreffen. Sultan Murad stand mit seinem Heere auf dem linken Ufer der Sitniza, und er selbst befehligte mit Großvezier Ali Pascha im Centrum die Janitscharen und auserlesenen Bogenschützen; den rechten Flügel mit den asiatischen Truppen führte sein

ältester Sohn und Thronfolger Bajasid, den linken mit den europäischen Truppen sein Sohn Jakub. Die osmanischen Bogenschützen begannen, gegen beide Flügel sich ausbreitend, die Schlacht. Lange wurde mit großen Verlusten, aber ohne Erfolg, auf beiden Seiten gekämpft; da rückten die christlichen Heere im Sturmschritt vor, durchbrachen die feindliche Schlachtlinie und brachten den linken Flügel der Osmanen in vollständige Unordnung. Schon schien sich der Sieg auf Seite Lasars zu neigen, da stürzte sich Bajasid mit den Seinigen in die Flanke der anstürmenden Serben und entschied damit den Tag. Das Blut der Christen und Mohamedaner floss in Strömen und weit und breit war das Schlachtfeld „gleich einem buntfarbigen Tulpenbeet“ von den Köpfen der Gefallenen bedeckt, unter denen sich auch Knes Lasar befand. Die Verbündeten, welche nicht durch die Schwerter und Keulen der Mohamedaner umkamen, wurden in die Sclaverei abgeführt. Aber auch der Sultan entging seinem Schicksale nicht. Milosch Obilics, ein schwerverwundeter Serbe, drängte sich unter dem Vorwande, dass er willens sei, sich zum Islam zu bekehren und dass er dem Sultan etwas mitzutheilen habe, an denselben heran und stieß ihm, als er zum Fußkusse zugelassen wurde, einen Dolch in den Unterleib, worauf Murad nach wenigen Stunden verschied.

Nicht minder blutig war die zweite Schlacht, welche Johann Hunyady nach seinem Zuge durch Serbien am 18. und 19. October 1448 auf dem Amselfelde gegen die Übermacht Sultan Murads II. verlor. Die Schlachtordnung war eine ähnliche, wie vor neunundfünfzig Jahren; die Ungarn am rechten, die Türken am linken Ufer der

Sitniza. Hunyady stand mit den Siebenbürgern und den böhmischen Artilleristen im Centrum; Johann Székely befehligte achtunddreißig Fähnlein Ungarn auf dem linken Flügel; den rechten bildeten die Walachen unter Daniel. Sultan Murad commandierte die Janitscharen und die osmanische Artillerie im Centrum, Turakhan die europäischen Truppen auf dem rechten, Großvezier Halil die Asiaten auf dem linken Flügel. Die Schlacht blieb am ersten Tage unentschieden und am Vormittag des zweiten bis zum Tode Székely's war der Sieg in den Händen Hunyady's. Da gingen die Walachen mit Daniel an der Spitze zu den Türken über, und obwol neben 15.000 Christen 34.000 Osmanen die Wahlstatt deckten, war Murad II. doch am Abend des 19. October Sieger. Nur mit Mühe entkam Hunyady, ohne Waffen und Soldaten, welche in die Hände der Janitscharen fielen, nach Serbien. Erst nach langen Irrfahrten und zweimonatlicher Haft in Semendria, wo ihn der serbische Knes Georg Brankovics gefangen hielt, gelangte Hunyady in die hartbedrängte Heimat — die nördliche Hälfte der Balkanhalbinsel auf Jahrhunderte hinaus der osmanischen Herrschaft überlassend.

Kosowo-Polje ist das heute von einem feindseligen Volke bewachte Grab des serbischen Reiches. Seine Wiege steht nicht weit davon, einige Meilen weiter gegen Nordwesten, im vielgenannten Sandschak von Nowibasar, wo die Füstentümer Serbien und Montenegro auf eine 45 Kilometer breite Strecke einander nahe treten. Es ist dies das alte Rascien, jener „Hals“ zwischen den südslavischen Fürstentümern, welcher für den Beherrscher des Amselfeldes eine unerläſsliche Vorbedingung dauernden Besitzes ist.

Von den ewig beschneiten, über 3000 Meter hohen Häuptern des „verdammten Gebirges" — Prokleta Planina — am Ostrande des Scutarisees streicht nordwärts der Bihor, ein massiger Hochgebirgsstock, nach dem serbischen Grenzgebirge Jawor und theilt so das Paschalik von Nowibasar in zwei Theile, von denen der nördliche, orographisch genommen, zu Bosnien, der südliche zu dem Flussgebiete des vor drei Jahren neugebildeten Vilajets von Kosowo gehört. Auf der nördlichen Abdachung die stolze, goldene Bosna, auf der südlichen das Amselfeld mit seinen radial auseinandergehenden Verkehrslinien; zu Häupten des Bihorgebirges das arme Montenegro, zu seinen Füßen das wohlhabende Serbien — darin liegt die große Bedeutung des Sandschaks von Nowibasar und der politischen Stellung, welche dort unserer Monarchie durch den Berliner Vertrag zuerkannt worden ist.

Der Sandschak von Nowibasar ist ein etwa 45 Kilometer breiter Parallelstreifen, mit einem Flächeninhalte von 8057 Quadratkilom. und einer Bevölkerung von etwa 130.000 Seelen, so dass also nicht ganz sechzehn Seelen auf den Quadratkilom. kommen. Das Paschalik von Nowibasar gehört demnach zu den am dünnsten bevölkerten Gebieten Europas. Nach der Nationalität genommen, ist die slavische Bevölkerung mit etwa 100.000 Seelen die vorherrschende und außerdem wohnen etwa 30.000 Albanesen, 1500 Zigeuner und einige hundert Juden im Lande. Nach dem Religionsbekenntnis herrscht die griechisch-orientalische Confession vor, indem sie 70.000 Serben zählt, während sich der größte Theil der 30.000 Albanesen und 30.000 Serben zum Islam bekennen. Die Urbevölkerung, nämlich seit der Völkerwanderung, ist die slavische; die

Albanesen sind erst nach dem Jahre 1737 aus Mittel-Albanien eingewandert, da infolge der osmanischen Herrschaft und Gewaltthätigkeit ein Theil der eingebornen Serben unter dem Bischof Arsenije IV. Jovanovics nach Österreich übersiedelten. Achtundvierzig Jahre früher, waren, wie schon einmal erwähnt, 37.000 Familien unter dem Patriarchen von Ipek, Arsenije III. Tschernojevics, aus dem Amselfelde nach der habsburgischen Monarchie ausgewandert. Wie in allen Provinzen des türkischen Reiches die Mohamedaner in den wegsameren und fruchtbarsten Gegenden wohnen, so ist es auch in dem ehemaligen Rascien der Fall. Längs der Heerstraße, die von Sarajewo über Sjeniza nach Mitrowiza führt, und in den ergiebigeren Thalgebieten wohnen überall und vorherrschend Mohamedaner, so dass für die Christen nur der Raum nördlich gegen die serbische und südlich gegen die montenegrinische Grenze übrig blieb. Die Albanesen beginnen in compacteren Massen erst bei Sjeniza und nehmen den südöstlichen Theil des Sandschaks in der Richtung gegen Prisren ein, so dass also die Wasserscheide des Bihorgebirges auch eine nationale Scheidegrenze bildet. Nördlich derselben ist die Bevölkerung durchaus slavisch, während südlich davon die Albanesen wohnen.

Hier möge eine knappe und übersichtliche Charakteristik der Albanesen als eines Volkes Aufnahme finden, das bis auf die jüngste Zeit zu den unbekanntesten Elementen der europäischen Völkerfamilie gehörte und dessen eingehende Schilderung darum noch aussteht, weil ihr Land bisher nur von wenigen Forschern betreten wurde.

Die Albanesen sind directe Nachkommen der vorgriechischen Pelasger, also ein europäisches Urvolk, das

merkwürdigerweise heute noch auf einer Culturstufe steht, welche Römer und Hellenen bereits hinter sich hatten, als sie in die uns bekannte Geschichte eintraten. Die Arnauten sind heute noch ein kriegerisches Hirtenvolk, das mit beispielloser Zähigkeit an seinen uralten Traditionen über das Faustrecht, die Blutrache, die Verfassung der streng von einander abgeschiedenen Stämme festhält und jeder Entwicklung im europäischen Sinne widersteht. Ein Grund für diesen Jahrtausende langen stationären Zustand dürfte wol in der geographischen Abgeschlossenheit des von den Albanesen bewohnten Gebietes zu suchen sein, aber es wohnt auch diesem Volke ein beispielloser Grad national-conservativen Instincts inne. Man glaube deshalb nicht, dass der Albanese Zeit seines Lebens die Heimat nicht verläßt; er wandert oft und gern aus, kehrt erst nach Jahren zurück, aber was er in der Fremde gesehen, gehört und gelernt, hat keine Macht über ihn gewonnen, besonders sobald er wieder sein heimatliches Dorf betreten hat.

So blieben nicht nur das an Kriegszügen so reiche hellenische und römische Zeitalter, sondern auch jenes der Völkerwanderung ohne Einfluss auf das albanesische Volksleben. Die Einwanderung der Gothen im 5. Jahrhunderte, der Serben im 7. in Nordalbanien, der Bulgaren im 9., der Normannen im 11. in Südalbanien, der Osmanen im 15. Jahrhundert blieb ohne nachhaltigen Eindruck auf den Charakter, die Sitten und Gebräuche dieses Volkes.

Ortsnamen und linguistische Überreste geben davon Zeugnis, dass da und dort im Lande slavische und andere Völkerstämme gehaust haben müssen, aber heute lebt in dem Raume zwischen Antivari, Nowibasar, Kastoria und

Walona eine compacte albanesische Masse, welche nur an einzelnen Stellen, im Norden von Serben, im Süden von Griechen und Walachen durchsetzt ist. Die Albanesen haben also im Laufe der Zeiten alle eingewanderten fremdartigen Elemente wieder hinausgedrängt und leben ziemlich abgeschlossen noch immer als die Nachkommen der alten Pelasger in ihren uralten Wohnsitzen.

In ganz Europa dürfte es etwa 1,500.000 Albanesen geben, wovon 1,200.000 in der Türkei, an 200.000 in Griechenland, 90.000 in Süditalien und einzelne versprengte Colonien im Rhodope-Gebirge und in Donau-Bulgarien wohnen. Es wird nicht ganz allgemein bekannt sein, dafs wir auch in der österreichischen Monarchie drei albanesische Colonien haben, und zwar in der Vorstadt von Zara, Erizzo, im Dorfe Peroj bei Pola und in den Dörfern Nikinze und Hrkowze bei Mitrowiz in Syrmien, welche letztere noch heute den Namen des nordalbanesischen Stammes, Klementi, zur nationalen Unterscheidung führen. Die Mehrzahl der Arnauten gehört heute dem Islam an. Bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts war der griechisch-orthodoxe Glaube am meisten verbreitet und in dieser Zeit traten erst die Stämme Nord- und Mittelalbaniens zum Katholicismus über, der noch immer über sieben Bistümer und 110 Pfarreien mit 120.000 Seelen verfügt.

Welche Sprache sprechen die Albanesen? Ihre eigene, die ihrem Wesen nach mit keiner der lebenden Sprachen etwas gemein hat; weder mit einem slavischen noch mit einem griechischen Idiom. Ich will, um jeder Discussion oder detaillierten Erklärung auszuweichen, ein Volkslied mit der wörtlichen Übersetzung dem Leser vorlegen; der Kundige möge selbst urtheilen.

Mbetsche, more schoke, mbetsche
Ich fiel, o Gefährten, ich fiel
Perteje uren e Tjabese.
Jenseits der Brücke von Tjabese.
Te m'i falei nennese;
Grüßt mir die Mutter;
Te dü tjete te m'i schese
Die zwei Ochsen solle sie verkaufen
T'i ape nighja se rese.
Und das Geld den Jungen geben.
Nde pjete nenna per mua,
Wenn die Mutter nach mir fragt,
T'i thoi se u martua;
Sagt ihr, ich hätte mich verheiratet;
Nde thente, setsch nuse muar,
Wenn sie fragt, was für eine Braut ich genommen,
Tre pljumba nde kraheruar,
(Sagt ihr) drei Kugeln in die Brust,
Djaschte nde kembe e nde duar;
Sechs in die Füße und Arme;
Nde thente, setsch kruschki wane
Wenn sie fragt, was für Verwandtschaft (zur Hochzeit) gekommen,
Sorrat' e korbat e haine.
(Sagt ihr) Krähen und Raben hätten sie gefressen.

Mit welchen Lettern wird die albanesische Sprache geschrieben? Sie hat kein nationales Alphabet und wird überhaupt nicht geschrieben. Wo die Bevölkerung schriftlicher Aufzeichnungen bedarf, wird die türkische, griechische oder italienische Schrift angewendet, und es pflanzten sich daher Kenntnis und Gebrauch der albanesischen Sprache nur auf dem Wege der Tradition fort. Gewiss der einzige Fall im europäischen Völkerleben und ein Beweis mehr dafür, dass die Arnauten auf der niedersten europäischen Culturstufe stehen und jedem Fortschritt im europäischen Sinne widerstreben.

Wie in geistiger Beziehung, so stehen die Albanesen auch in der socialen und politischen Cultur auf der untersten Stufe europäischer Entwicklung. Der Arnaute ist Hirte, Kriegsmann und Räuber; den Ackerbau betreibt er nur des notdürftigen Unterhaltes wegen. Alle Mittel und Ergebnisse der Cultur erscheinen ihm unverständlich und überflüssig; er kennt keine Gesetze, nur Traditionen; keine Gesellschaft, nur die faustrechtliche Macht des Einzelnen; keinen Staat, nur die uralte Constitution der Stämme. Der Albanese versteht darum auch nicht, was Recht und Unrecht in unserem Sinne ist; er befindet sich mit dieser Kenntnis nicht einmal auf der Stufe des Osmanen und er glaubt daher, alles thun zu dürfen, woran ihn ein anderer physisch nicht hindern kann. Er dient heute als Söldner einem Beg, morgen seinem Feinde, ohne der dadurch begangenen Treulosigkeit oder Fahnenflucht inne zu werden. Man braucht mich — so calculiert der echte Arnaute — und wer meiner bedarf, der mag sich's kosten lassen. Dass bei solchen Zuständen Faustrecht und Blutrache die Stelle des öffentlichen und Privatrechtes vertreten, ist eine selbstverständliche Sache.

Ebenso alt wie diese primitiven Formen sind auch die übrigen Institutionen, welche sich auf die Regelung des öffentlichen Wohles beziehen und in Vielem an die Einrichtungen der alten Gallier und Germanen erinnern. Ich halte diesen ethnologischen Umstand für besonders interessant, und die wissenschaftliche Forschung, welche um die Aufhellung prähistorischer Zustände der europäischen Gesellschaft bemüht ist, müsste aus dem Studium der heutigen Verhältnisse in Albanien neue Gesichtspunkte

gewinnen und bisher ungeahnte Anschauungen entwickeln können. Es möge hier in aller Kürze aus der Verfassung der nordalbanesischen Gebirgsstämme einiges seinen Platz finden.

Die höchste öffentliche Gewalt steht bei dem Volke, welches dieselbe in Volksversammlungen ausübt. Diese werden mindestens zweimal im Jahre abgehalten und an jener Stelle, wo sich gerade im Frühling oder Herbst die Herden des Stammes befinden. Von jedem Hause muss wenigstens ein Mann erscheinen. Die Oberen des Stammes, der Häuptling und die Altenräte setzen sich in einen Kreis, das Volk sitzt oder steht um sie her; Jedermann trägt seine Waffen. Der Häuptling des Stammes trägt den zu verhandelnden Gegenstand vor, dann tritt der Altenrat zusammen, berät unter sich und theilt dem Häuptling sein Votum mit Bei wichtigen Anlässen wird das ganze Volk befragt und vor entscheidenden Unternehmungen läßst der Häuptling die Anwesenden auf die kreuzweis gelegten Flinten schwören. Jeder Stamm zerfällt in mehrere Bezirke, welche durch je einen Altenrat und im Kriegsfalle durch einen Barjaktar (Fahnenträger), repräsentiert werden. Der Stamm kennt außer dem Provinz-Gouverneur keine staatliche Autorität und der sogenannte Buluk-Baschi übermittelt die Befehle des Paschas an den Stamm und ist der Anwalt des letzteren beim Gouvernement; er treibt die Steuern und Strafgelder ein, wenn der District überhaupt welche zahlt.

Die Volksversammlung ist nicht nur Legislative, sondern auch Executive. Geldstrafe, Flucht und Blutrache sind fast die einzigen Mittel der Strafjustiz. Die Freiheitsstrafe ist innerhalb der Jurisdiction des Stammes unbekannt und auch der Pascha wird sie nur verhängen,

wenn seine Macht zu deren Vollzug ausreicht. Wer einen Mord begeht, muſs aus der Heimat fliehen; sein Hab und Gut wird confisciert und die übrigbleibenden Verwandten des Mörders zahlen je nach ihren Vermögensverhältnissen eine Geldbuße im Werte von 10 bis 50 österreichischen Gulden. Infolge der durch die Sitte geheiligten Blutrache ist die Familie des Gemordeten verpflichtet, an jener des Mörders Vergeltung zu üben; die nächsten männlichen Verwandten des Mörders und Gemordeten sind Ziele oder Vollstrecker der Blutrache.

Raub und Diebstahl, an Fremden begangen, sind straffrei; an Stammgenossen begangen nur eine Angelegenheit für civilrechtliche Untersuchung. Unbedeutende Affairen werden durch den Altenrat geordnet; große Processe vor ein Schiedsgericht gewiesen, um dessen Zusammensetzung die streitenden Parteien von Fall zu Fall ansuchen. Processe unter mächtigen Gegnern dauern gewöhnlich so lange, bis gegenseitige Ermüdung zum Vergleiche führt.

Die albanesischen Stämme sollen ein ziemlich ausgebildetes Kriegsrecht haben. Der Friede muſs aufgesagt, die Kriegserklärung durch eine Herausforderung und Gewehrsalve erfolgen. Angebot zu Friedensverhandlungen, wie Heroldsdienste überhaupt, werden durch Weiber, welche als schwache Wesen im Kriege unverletzlich sind, überbracht. Trotzdem nehmen Frauen und Mädchen an den Kämpfen theil, um Todte und Verwundete wegzuschleppen, beim Vorrücken die gefallenen Feinde zu plündern, ihnen die Köpfe abzuschneiden, den Streitenden Munition und Lebensmittel zuzutragen, Steine von den Höhen auf die anstürmenden Feinde herabzuwerfen.

Überhaupt ist die Stellung des albanesischen Weibes eine ganz exclusive. Es wird nicht gefreit, sondern gekauft,

und der Erlös von 10 bis 30 österreichischen Gulden bleibt dem Vater der Braut. Die Arnauten aus dem Hochgebirge nehmen ihre Weiber nie aus dem eigenen, sondern aus einem der benachbarten Stämme, weil gemeinsame Abstammung ein Ehehindernis bildet. Mit der Heirat tritt das Weib aus dem Verbande seines Stammes und wird in die allgemeine Gütergemeinschaft der neuen Familie, damit auch in den Stamm ihres Mannes aufgenommen. Die strenge Consequenz dieser Sitte und der Constitution der Clane ist der Ausschluss der Weiber von der Erbschaft, so dass Frau und Tochter als Erben hinter den entferntesten männlichen Verwandten zurückstehen.

Alle diese Sitten und Gebräuche finden sich in der eben geschilderten Allgemeinheit und Präcision allerdings nur in jenen Gebirgsgegenden, wo die uralte Institution des Stammes noch ungebrochen und von jeder fremden Invasion ganz unbeeinflusst geblieben ist, so z. B. in den Hochgebirgen nord- und südöstlich von Scutari zu beiden Seiten des Drin. In der sumpfigen Küstenstrecke sind die alten Gebräuche wie der Volkscharakter degeneriert und dort erst beginnt die Herrschaft der Pforte, welche in den Gebirgen zwischen Nowibasar und Elbasan kaum etwas mehr als Obrigkeit ist. An der Küste treibt auch der Albanese Handel und Ackerbau, wie der Grieche, Türke oder Walache, mit dem er beisammen wohnt, aber nichtsdestoweniger ist der culturelle Abstand zwischen den albanesischen und griechischen Hafenorten ein ungeheurer, und trotz des unmittelbaren europäischen Einflusses bewahrt der Albanese auch an der Küste seinen wilden, kriegerischen Sinn und seine Cultur-Widerspenstigkeit. Es ist merkwürdig genug, dass dem albanesischen Volke trotz seiner

weltbekannten Wehrhaftigkeit und ungeheuren Widerstandsfähigkeit gegen fremde Elemente im Laufe von drei Jahrtausenden die Bildung eines nationalen selbständigen Staates nicht gelingen wollte. Es hat wol alle Eindringlinge wieder zum Lande hinausgedrängt, sogar sein Machtgebiet nach allen Richtungen gegen die Serben, Bulgaren und Griechen ausgedehnt, aber es blieb stets so streng passiv, dass man allen Grund hat, an der Culturfähigkeit dieser breitschädligen Rasse zu zweifeln. Nicht so sehr vielleicht wegen des Mangels an Intelligenz, denn die Geschichte des Skenderbeg, des Despotats von Epirus, des Ali Pascha von Tepeleni und die vielfach von Albanesen geführten Freiheitskämpfe der Neugriechen sprechen ebenso für die Gewalttätigkeit wie für die Schlauheit des albanesischen Volkes. Aber es herrscht eben in dieser uralten Rasse jener bereits obenerwähnte Instinct des Conservatismus gegen alles Fremde, der bald durch barbarische Gewalt, bald durch zähes Ausharren immer wieder zu dem Eigenen zurückkehrt. Ob es je den Bemühungen der europäischen Cultur gelingen wird, die hochgewachsenen, sehnigen Älpler oder die kleinen, fahlgelben, vom Sumpffieber decimierten Küstenbewohner Albaniens aus der nach Jahrtausenden zählenden Stagnation aufzurütteln, muss die Zukunft lehren. Jedenfalls giebt es nur zwei Mittel dazu und die sind: Viel Geld und noch mehr physische Macht, denn ein albanesisches Sprichwort sagt: „Ke anscht schpata, atje besa." — „Wo das Schwert ist, da ist auch der Glaube"...

Kehren wir wieder zum Gebiet von Nowibasar zurück, das 250 Jahre lang das Centrum des serbischen Reiches war. Als nämlich die Königswürde von den Groß-Schupanen

von Dioclea — bei Podgoriza und Scutari — an die Schupane von Rascien und damit an die Familie Nemanja überging, residierten die serbischen Könige in Nowibasar. Im Kloster Mileschewo bei Prjepolje ruhten 350 Jahre lang die Gebeine des Königs Wladislaw und des National-Heiligen Erzbischof Sawa, welche Sinan Pascha im Jahre 1595 in Belgrad verbrennen ließ. Erst Zar Lasar, der in der Schlacht auf dem Amselfelde 1389 den Osmanen unterlag, verlegte im Jahre vorher die Residenz nach Prisren; dagegen schlugen dessen Nachfolger ihren Sitz in Semendria an der Donau auf. Die ruhmreichste und bedeutungsvollste Periode der altserbischen Geschichte ist also an Gebiete geknüpft, wo heute eine fremde und feindselige Bevölkerung vorherrscht, und im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte sind die Serben gegen die Donau, den mitteleuropäischen Culturstrom, in stetiger und naturnotwendiger Folge nordwärts gerückt — gewiss nur zum Segen und zur gedeihlichen Entwicklung dieses Volkes. Die alten Sagen und Volkslieder erzählen von Rascien, der Zeta und Kosowo, wo heute Albanesen wohnen, und der serbische Herculesmythus besingt Kraljevics Marko, den Sohn des Königs Wukaschin, der als türkischer Vasall in Prilip residierte, wo heute eine durchaus bulgarische Bevölkerung die Nachbarschaft der Arnauten bildet.

Der Hochgebirgscharakter des Landes bedingt dessen geringe Fruchtbarkeit, so dass von dem gesammten Flächenraume von 8050 Quadratkilom. nur etwa 1725 dem Feldbau zufallen, während 3450 Quadratkilom. von Wald, Wiesen und Hutweiden bedeckt und 2875 Quadratkilom. ganz unfruchtbar sind. Die Bevölkerung lebt daher vorzugsweise von der Viehzucht und bisher auch von

der Durchfuhrsbewegung, welche die commercielle und militärische Verbindung Bosniens mit dem übrigen türkischen Reiche vermittelt. Von weit geringerem Belange war der Transversalverkehr, der zwischen Serbien und Montenegro auf einzelnen Wegen oder im Thale des Lim und Ibar größtentheils als Viehhandel unterhalten wurde.

Diesen Verhältnissen entspricht auch der topographische Charakter des Sandschaks von Nowibasar. Die bloß in Thalgründen und Mulden gelegenen kleinen Städte und Dörfer sind nur durch Saumpfade mit einander verbunden. Der einzige Fahrweg, welcher das Paschalik durchschneidet und Mitrowiza mit Sarajewo verbindet, ist jetzt zum großen Theile für leichtes Fuhrwerk nicht mehr passierbar. Auch hier erprobt sich die alte Erfahrung, dass ein Land in der Regel nur solche Communication besitzt und erhält, welche es braucht und verdient. Das Tragthier ist in der Türkei, selbst wo es gute Straßen giebt, das eigentliche Verkehrsmittel und darum müssen sogar gut angelegte Gebirgsstraßen, deren Erhaltung viel Mühe und Kosten verursacht, in der Türkei nach kurzer Zeit verfallen und der Kiriadschi (Pferdetreiber) sucht dann wieder seine alten und kürzeren Saumpfade auf.

Der hervorragendste Ort des Paschaliks ist die Stadt Nowibasar mit etwa 8000 Mohamedanern und 1000 Christen in 1600 Häusern. Die Stadt ist neueren Ursprunges, und der Name, welcherso viel als „Neumarkt" heißt, weist auf die commercielle Entstehungsursache des Städtchens sehr deutlich hin. An der Stelle von Nowibasar stand vor Jahrhunderten Rascha (Rascia), die Residenz der rascischen Schupane und späteren Könige aus dem Hause der Nemanja, wie der Sitz der rascischen

Bischöfe und vieler Ragusaner Kaufherren. Eine halbe Stunde nördlich der Stadt steht die uralte Kirche zu St. Peter und Paul, in der König Stephan Nemanja getauft worden sein soll, und etwa drei Viertelstunden von Nowibasar die Ruinen des Klosters „Djurdjewi Stubowi", in dem Mönche die Porträtsfresken des genannten Königs zeigten. Nowibasar wie seine Umgebung mit dem Kloster Sopotschani, den Ruinen von Deschewo und Neljina ist eines der interessantesten archäologischen Gebiete der Balkanhalbinsel, da dort altrömische, serbische und osmanische Baulichkeiten eine zweitausendjährige Geschichtsperiode zur Anschauung bringen. Wenn vielleicht auch die Mönche der genannten Peterskirche zu weit in der Behauptung gehen, dass dieselbe an der Stelle eines im Jahre 62 v. Ch. erbauten Heidentempels steht, so ist dagegen das eine halbe Stunde östlich der Stadt im Ilidschathale gelegene kleine Schwefelbad ohne Zweifel römischen Ursprunges. Inmitten von Nowibasar erheben sich drei alte Kulas (steinerne Blockhäuser), in denen die serbischen Könige Garnisonen hielten; in neuester Zeit, ganz besonders seit dem serbischen Kriege 1876, haben die Türken vier Redouten außerhalb der Stadt angelegt.

Auf der Straße von Nowibasar nach Mitrowiza liegt das Dorf Banjska mit 300 Seelen, weit und breit bekannt durch seine Schwefelquellen und eine Kula, die von den Türken aus den Ruinen einer Kirche und eines Klosters zum heiligen Stephan erbaut wurde. Mitrowiza ist ein kleines mohamedanisches Städtchen von etwa 2500 Einwohnern, das jetzt ebenfalls von einigen Redouten umgeben und auch als Kopfstation der von Salonich kommenden Eisenbahn ein militärisch und commerciell besonders wertvoller

Punkt ist. Der Besitz von Mitrowiza sichert gegen Süden nicht nur jenen des Sandschaks von Nowibasar, sondern ist auch der unerläßliche Ausgangspunkt für Unternehmungen im Amselfelde, welches wieder die Beherrschung des südwestlichen Theiles der Balkanhalbinsel entscheidet.

Reist man von Nowibasar in der Richtung gegen Sarajewo, so ist der nächstwichtige Ort Sjeniza mit etwa 1500 Einwohnern, zugleich der nördlichste von Albanesen bewohnte Punkt der Türkei. Auch dieses armselige, zwischen kahlen Höhen gelegene Städtchen ist seit drei Jahren von den Türken neu befestigt worden, wogegen die Serben, ganz besonders im letzten Herbste, an den Grenzhöhen des Jawor Befestigungen errichtet haben. Weiter nördlich folgt das „bosnische Sibirien“ bei dem zumeist von Christen bewohnten Nowa-Warosch, wo der Schnee alljährlich von Dimitri bis Georgi an den nächsten Höhen liegen bleibt.

Abseits der Route Sarajewo-Mitrowiza, nämlich gegen Süden, in den romantischen Thälern des Lim, Ibar und der Narenta, liegen folgende Orte: Prjepolje an der Mündung des Baches von Mileschewo in den Lim mit etwa 3000 Einwohnern, von denen sich die größere türkische Hälfte mit Feldbau, die christliche vorzugsweise mit Viehhandel beschäftigt. Eine Stunde östlich des Städtchens im Thale des Baches Mileschewo liegt das gleichnamige, bereits erwähnte Kloster, das ehemals unter dem Namen der „serbischen Lawra“ bekannt war und heute noch ein nationaler Wallfahrtsort ist. Nach der Schlacht von Kosowo gelangte das jetzt ruinenhafte Kloster in den Besitz der Wojwoden von Zahum, welche sich zuerst Grabeshüter vom heiligen Sawa und dann Herzoge desselben Heiligen nannten. Von diesem Titel erhielt

auch dann ihre Heimat Zahum den Namen der Herzegowina. In reizender Lage befindet sich die zweite größte Stadt des Sandschaks, Plewlje oder Taschlidscha an der Tschehotina, einem Nebenflusse der Narenta, mit 6000, zu zwei Dritteln mohamedanischen Einwohnern. Der gewerbsfleißige und handeltreibende Ort ist in Folge der Thätigkeit des berüchtigten Mufti von Taschlidscha in der letzten Zeit sehr viel genannt worden, aber er ist an sich auch in jeder Beziehung ein interessanter und wichtiger Punkt. Römische Ruinen und eine Kapelle zieren die Höhen des Eliasberges im Südosten der Stadt, und im Nordosten auf dem Golubinje-Berge steht das serbische Kloster der heiligen Dreifaltigkeit. Nennen wir das noch von 3000, zumeist Räubern bewohnte Bjelopolje (Akowa), so haben wir aller Orte gedacht, in denen schon in einiger Zeit die schwarz-gelbe Fahne mit dem Doppelaare flattern wird, den bedeutungsvollen Ausblick gegen Süden nach dem fruchtbaren Amselfelde und den ewig beschneiten Gebirgsstöcken der Prokleta-Planina und des Schar-Dag — au delà de Mitrovica gerichtet.

Druck von G. Gistel & Co. in Wien.

Hölder's Historische Bibliothek
für die Jugend!

Herausgegeben von

Dr. Alois Egger von Möllwald.

Bisher erschienen:

1. Kaiser **Maximilian I.** Von Dr. v. Kraus. Preis 64 kr.
2. Kaiser **Friedrich III.** und Herzog **Albrecht VI.** Von Dr. K. Jarz. Preis 64 kr.
3. **Maria Theresia** vor ihrer Thronbesteigung. Von E. Aelschker. Preis 60 kr.
4. Herzog **Leopold VII.** der Glorreiche. Von Dr. W. Skalla. Preis 64 kr.
5. **Nikolaus Lenau.** Ein Dichterleben. Von Dr. L. Smolle. Preis 48 kr.
6. Kaiser **Josef II.** Von Dr. G. Wolf. Preis 64 kr.
7. König **Ladislaus Posthumus.** Von Dr. K. Jarz. Preis 64 kr.
8. Kaiser **Karl IV.** Von Dr. Biermann. Preis 48 kr.
9. **Wallenstein.** Von Zwiedineck v. Südenhorst. Preis 48 kr.
10. **Sigismund Freiherr von Herberstein.** Von Dr. K. J. Schober. Mit 1 Porträt. Preis 48 kr.
11. **Maria Theresia** im Erbfolgekriege. Von E. Aelschker. Preis 64 kr.
12. **Bilder aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen.** Von Dr. Karl Reissenberger. Preis 54 kr.
13. **Andreas Hofer** und seine Kampfgenossen. Von Rudolf Schmidt. Preis 64 kr.

Jedes Bändchen wird einzeln abgegeben und bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes!

Ferner erschien:

Selbst ist der Mann. Charakterbilder für das Volk und die Jugend. Von Dr. Ferdinand Stamm. Preis gebunden 1 fl. 32 kr.

Rudolf von Habsburg. Sein Leben und Wirken der Jugend erzählt von J. Loserth. Preis 40 kr.

Wien, September 1879.

Die Verlagshandlung

Alfred Hölder,

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.